

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 19.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Vom Baume der Erkenntnis.

Von D. Badeck.

(11. Fortsetzung.)

Burghardt war eben im Begriff, seine Wohnung zu verlassen und hatte sich schon von seiner Frau und Hedwig verabschiedet, als er Richards die Treppe hinanstürmen hörte. Er ging ihm entgegen und führte ihn in sein Arbeitszimmer. Richards hübsches Gesicht, das die deutlichen Spuren einer durchwachten Nacht trug, war lebhaft gerötet, als er dem Freunde gegenübertrat. Er war sich bewußt, auch den Freund über der wilden, zügellosen Genußsucht der letzten Monate vernachlässigt zu haben und schämte sich dessen. Dem geübten Menschenkenner entging dies nicht. Da es indessen nicht in seiner Absicht lag, seinem jungen Freunde, dem er ernstlich zürnte, das Eingeständnis seines Unrechts zu erleichtern, wartete er ruhig Richards Annäherung ab. Dieser aber, dem unter Burghardts prüfenden Blicken immer unbehaglicher zu Mute wurde, schwieh beharrlich. So mußte sich endlich Burghardt wohl oder übel entschließen, das Schweigen zu brechen.

„Du hast dich lange nicht bei uns sehen lassen,“ fing er an. „Es kann dich darum auch nicht Wunder nehmen, wenn dein Kommen heut, zu so ungewöhnlich früher Morgenstunde mich überrascht. Was führt dich zu mir?“

Einen kurzen Augenblick schien es, als schwebte eine heftige Antwort auf Richards Lippen. Burghardts Kälte verletzte ihn — man sah es an dem Aufblitzen seiner Augen und an der tiefen Röte, die flüchtig sein Gesicht bedeckte. Dann mußte er sich sagen, daß Burghardt Recht hatte, ihm so zu begegnen. Aber sein Stolz lehnte sich dagegen auf, dem Freunde zu zeigen, wie schmerzlich er unter der Entfremdung litt, die sich zwischen sie geschlichen hatte.

„Du weißt um Hedwigs Aufenthalt, Burghardt,“ sagte er kurz. „Du würdest mir einen Dienst erweisen, wenn du ihn mir verrietest, auch wenn sie dir das Versprechen abgenommen haben sollte, ihn vor mir geheim zu halten.“

„Es ist nicht wahr, daß sie abgereist ist, wie sie ihre Wirtin glauben machen wollte,“ fuhr er schneller fort, als Burghardt eine Bewegung machte, um zu antworten. „Wohin sollte sie gegangen sein? Sie ist hier in deinem Hause und ich fordere von dir, daß du mir eine Unterredung mit ihr verschaffst.“ — Burghardt schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er. „Es ist wahr, Hedwig ist in meinem Hause, wenn auch nur für kurze Zeit. Heute Abend begleite ich sie und meine Frau nach einem böhmischen Badeort. Inzwischen bin ich beauftragt dir zu sagen, daß Hedwig dich nicht wiedersehen will.“ —

„Ich muß sie aber sehen,“ fuhr Richard auf und ging zur Tür, die in das Nebenzimmer führte. Burghardt vertrat ihm den Weg.

„Du bleibst,“ sagte er streng. „So lange Hedwig in meinem Hause lebt, steht sie unter meinem Schutze. Und wäre sie selbst nicht hierher geflüchtet, um deinem Anblick zu entgehen, ich würde keinen Augenblick Bedenken tragen, ihr dies Wiedersehen zu ersparen.“ —

„Ich muß sie sehen,“ wiederholte Richard, außer sich gebracht durch die kalte Ruhe, mit welcher Burghardt sprach. —

„Du hast nicht das Recht, mich von ihr fern zu halten und mir die Möglichkeit zu nehmen, mich zu rechtfertigen und ihre Verzeihung und ihre Liebe wieder zu gewinnen.“

„Und weshalb nicht,“ unterbrach ihn Burghardt. „Kannst du die Vergangenheit ungeschehen machen? Ich sage dir, das arme Mädchen bedarf der Schonung mehr, als sie selbst es ahnt. Es ist ja nichts neues mehr, daß ein junges Wesen in seinem Vertrauen getäuscht worden ist und was es mit Schmerzen geliebt hat, mit Verachtung aus seinem Herzen reißen muß. Aber vermöge ihrer ungemein sensitiven Natur, ihrer gesteigerten Empfänglichkeit für alle Freuden und Schmerzen, empfindet Hedwig alles, was ihr begegnet, ungleich tiefer als andere. Jetzt ist sie an Leib und Seele gebrochen durch den Verrat, den du an an ihr begangen hast. Es wird einer langen Zeit bedürfen, ehe das arme Mädchen sich selbst wiedergefunden hat. Du — du glaubst, wenn du nun vor sie trittst und sie mit zärtlichen Worten deiner Liebe und deiner aufrichtigen Reue versicherst, so müßte alles vergeben und vergessen sein und du könntest wieder frei aufatmen und brauchtest nicht länger das niederdrückende Bewußtsein mit dir herumzutragen, einen Menschen unglücklich zu wissen durch deine Schuld. Ich zweifle nicht daran, daß es dir in diesem Augenblicke Ernst ist mit der Reue über das Geschehene; daß du wieder voll und ganz für

das Mädchen empfindest, das um deinetwillen leiden muß. Wer aber bürgt dafür, daß du nicht morgen schon mit allem Ungestüm deiner Natur danach verlangst, den Schritt rückgängig zu machen, den du jetzt zu tun Willens bist?" —

Richard hatte sich abgewandt und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Nun griff er nach seinem Hute und schritt zur Thür.

"Vielleicht hast du Recht," sagte er düster. "Was liegt daran, ob ich zu Grunde gehe. Ich — ich bin ein Unwürdiger, der sehen muß, allein fertig zu werden mit der Vergangenheit. Wie konnte ich auch hoffen, Glauben zu finden und Vertrauen, wo ich durch mein Tun jeden Anspruch auf Achtung unwiderbringlich verscherzt habe." —

Ueber Burghardts ernstes Gesicht flog ein Lächeln.

"Du bist ein Kind, Richard," sagte er weicher, als er bisher gesprochen hatte und faßte die Hand des Freundes. — "Ich will dich so nicht von mir lassen. Wie ich dich kenne, wärst du imstande, einen dummen Streich zu tun, um deinem Groll und Aerger gegen uns Luft zu machen. Ich habe Hedwig versprechen müssen, dich zu schonen.

Nicht so, mein Junge," unterbrach er sich, als Richard eine ungestüme Bewegung machte, die Thür, die in das Nebenzimmer führte, zu öffnen. "Du sollst sie jetzt nicht sehen. Wenn es dir aber wirklich darum zu tun, Hedwig an deine Reue und Besserung glauben zu machen, ich wäre der Erste, diesen Entschluß mit Freunden zu begrüßen. Nur ist es mit Versprechungen nicht getan. Es ist ja leider wahr, du hast deinen Freunden bisher keine Veranlassung gegeben, an den Ernst und die Festigkeit deines Charakters zu glauben. Es fällt mir schwer genug, dir wehe zu tun, mein Junge — es ist nicht immer angenehm, die Wahrheit zu sagen. Aber es wäre unredlich gehandelt, wollte ich in diesem Augenblicke, wo du mehr als je eines Freundes bedarfst, aus übel angebrachtem Hartgefühl schweigen. Es wird einer langen Zeit und ernstest Arbeit bedürfen, ehe du den verhängnisvollen Fehler ablegst, in welchem du so lange befangen gewesen bist. Du glaubst, es sei dein gutes Recht, dich ohne Widerstreit rücksichtslos deinen Empfindungen hinzugeben. Du darfst es tun, meinst du, weil du dir bewußt bist, nichts Unedles zu wollen; keinen unlauteren, niedrigen Gedanken zu hegen. Nun hast du ja erfahren, wie großes Unheil auch ein edelgearteter Mensch anrichten kann, der sich in seinem Tun und Lassen von seinem Willen leiten läßt und nicht von der Erkenntnis, welche allein die Richtschnur des menschlichen Handelns sein darf. Wie kannst du es wagen, ein Wesen an dich zu fesseln, ein Menschenleben so eng mit dem deinem zu verweben, wenn du deiner selbst so wenig sicher bist und wie ein schwankes Rohr von jedem Lustzug hin und her getrieben wirst!

Ihr seid beide noch jung," fuhr er nach einer Pause fort, während er vergeblich auf ein Wort von Richard gewartet hatte. "Hedwig hat weder mir noch meiner Frau gesagt, was zwischen euch vorgefallen ist; auf welche Weise sie von deiner Lebensweise unterrichtet wurde. Sie gibt sich ernstlich Mühe, ruhig und gefaßt zu scheinen. Ich bin ihr gestern begegnet — ihr Aussehen beunruhigte mich. Ihr zarter Körper ist so gewaltigen Aufregungen nicht gewachsen — es ist deine Pflicht, sie vor allem zu behüten, was ihr äußerst reizbares Nervensystem empfindlich berühren könnte. Daß sie dich nach wie vor mit allem Ernst und aller Leidenschaftlichkeit ihres Charakters liebt, ist klar. Es fällt ihr auch gar nicht ein, uns dies verheimlichen zu wollen, obgleich sie der festen Ueberzeugung ist, daß alles aus sei zwischen euch. Wenn du sie wirklich liebst und nicht nur der Gedanke, sie zu verlieren, sie dir vorübergehend begehrenswert erscheinen läßt, so liegt es ganz in deiner Hand, sie wieder an deine Liebe glauben zu machen. Beweise ihr durch die That, durch ein ernstes, arbeitsvolles Leben, daß du die Vergangenheit bereuist, daß dir an ihrer Achtung gelegen ist. Es wird so schwer nicht sein — glaube mir, sie verlangt heimlich nichts sehnlicher, als wieder an dich glauben und dich achten zu dürfen. Zwar, sie hat nun den Zweifel kennen gelernt, das Mißtrauen in die eigene Urteilskraft — sie wird voraussichtlich

lange Zeit nicht den Mut haben, ihren eigenen Sinnen zu trauen. Aber, wenn dir daran gelegen ist, was du durch eigene Schuld verwirkt hast, wieder zu gewinnen, wirst du dich die Mühe nicht verbrießen lassen. Inzwischen verspreche ich dir, über Hedwig zu wachen. Ich habe sie selbst sehr lieb gewonnen in der kurzen Zeit — man trifft nicht häufig unter unseren heutigen Frauen eine so selbständige geistige Kraft, einen ernstlichen Charakter wie den ihren." —

Richard hatte sich niedergesetzt und die Hände vor das Gesicht geschlagen. Die Worte des Freundes hatten ihn tief erregt. Nun stand er auf und schüttelte Burghardt die Hand.

"Ich danke dir," sagte er. "Du hast recht, ich muß sie vor ähnlichem behüten. Sie soll meiner ohne Bitterkeit gedenken — mehr verlange ich nicht. Zu den nächsten Tagen gehe ich nach E., um dort ein neues Leben zu beginnen. Ich hätte sie gern noch einmal gesehen, ehe ich von hier gehe. Es werden Monate, vielleicht Jahre vergehen, ehe ich zurückkehre, um sie zu fragen — nun, was ich sie heut noch fragen darf. Aber schreiben darf ich doch? Sie wird meine Briefe nicht zurückweisen? Ich will alles vermeiden, was sie aufregen könnte. Du selbst, du wirst mich wissen lassen, wie es ihr geht. Du bist der Bessere von uns beiden — du trägst es mir nicht nach, daß ich auch dir gegenüber im Unrecht bin." —

Als er dann gegangen war und sich, unten angelangt, noch einmal umwandte, sah er an einem der Fenster Hedwigs blaßes, trauriges Gesicht. Sie sah ihm aus tränenumflorten Augen nach und wurde glühendrot, als sie sich entdeckt sah. Sie hatte, im Nebenzimmer sitzend, unfreiwillig einzelne Bruchstücke aus dem Gespräche der beiden mitangehört und sich Gewalt antun müssen, um ruhig zu bleiben. Am liebsten wäre sie dem Reuigen um den Hals gefallen und hätte ihm alles verziehen, was er ihr Trauriges angetan hatte. Sie hatte es oft genug zu ihrem Leidwesen erfahren, wie schwach sie war denen gegenüber, die sie liebte. Aber die erste Ruhe, mit welcher Burghardt dem Aufgeregten Mut und Hoffnung zugesprochen, hatte auch sie überzeugt. Nun lächelte sie dem sich Entfernenden unter Tränen zu und ganz imstillen, ihr selber unbewußt, stahl sich, inmitten ihrer Schmerzen, leise und unmerklich, die Hoffnung in ihr Herz und nahm den Druck von ihr, der seit jenem schrecklichen Augenblick wie ein Alp auf ihrer Brust gelegen hatte.

XIII.

Heller Sonnenschein lag auf dem schönen Fleckchen Erde, das hart an der böhmischen Grenze gelegen, vermöge seiner wundertätigen Quellen und der Reinheit seiner Luft alljährlich um die Sommerzeit zahlreiche Gäste von nah und fern anlockt. Der kleine Badeort, der von der Natur so überreich ausgestattet worden, mußte es sich indes gefallen lassen, hinter anderen fashionablen Bädern, denen er an Naturschönheit und wunderthätiger Kraft der Quellen bei weitem überlegen war, bescheiden zurückzutreten. Zu seinem Unglück wechselte der kleine Ort fast alljährlich den Besitzer. Und da es einzig und allein in dem Interesse des zeitweiligen Eigentümers lag, den Badeort augenblicklich so nutzbringend als möglich zu verwerten und der Zukunft so gut wie gar nicht gedacht wurde, war es im Laufe der Zeit so weit gekommen, daß der Ort seinen ländlichen Charakter nur wenig verleugnete und kaum den bescheidensten Ansprüchen an Komfort und Geschmack der inneren und äußeren Ausstattung genügte.

Diese Wahrnehmung drängte sich auf den ersten Blick der jungen Dame auf, welche auf einem mit Koffern und Kisten beladenen Wagen in Gesellschaft ihrer Dienerin die Chaussee entlang fuhr, die von der mehr als eine Meile weit entfernten Bahnstation in das Bad führt. Ein spöttisches Lächeln schwebte um die Lippen der jungen Frau, als die einstöckigen Häuschen um die Lippen der jungen Frau, als die einstöckigen Häuschen mit den kleinen, bleigefärbten Fenstern und den vorspringenden Giebeln aus dem Grün des Waldes auftauchten und eine Schaar blondköpfiger, kleiner Bauernbursche mit zerrissenen Beinkleidern und von Schmutz starrenden Gesichtern ihrem Wagen unausgesetzt folgte. Dabei schlugen sie ihre Kapriolen und wurden nicht

müde, durch die gewagtesten Sprünge und Verrentungen die Aufmerksamkeit der Kommenden auf sich zu lenken, bis die schöne Frau sich durch eine handvoll kleiner Silbermünzen von ihrer ungeliebten Gesellschaft befreite.

Zu jeder anderen Zeit würde die verwöhnte junge Dame sicherlich verächtlich das seine Käschchen gerümpft haben, wenn man ihr zugemutet hätte, sich wochenlang auf diesem abgelegenen, von der Kultur so arg vernachlässigten Fleckchen Erde niederzulassen, das aller Reizmittel entbehrte, mit denen ein raffinierter Geschmack die geschäftige Langeweile der Großstadt erträglich zu gestalten sucht. Heute war sie in der Laune, mit einem übermütigen Lachen darüber hinwegzugehen und ein heimliches Vergnügen zu empfinden, wenn sie daran dachte, wie seltsam sie sich ausnehmen müsse inmitten dieser geschmacklosen Einfachheit; sie, deren schöne, elegante Erscheinung wie geschaffen schien, in einem glänzenden Rahmen zu leben und die sich kaum vorzustellen vermochte, wie man unter anderen, einfacheren Lebensbedingungen überhaupt leben könne. Als dann zu ihrer nicht geringen Verwunderung die schlanken Türme eines stattlichen Hotels vor ihr auftauchten, welches durch sein Erscheinen den Verdacht, als gäbe es in dem ganzen Orte kein Plätzchen, das ein verwöhntes Weltkind zu beherbergen würdig sei, entkräftete, schüttelte sie mit einem übermütigen Aufleuchten ihrer schönen Augen den Kopf und winkte dem Kutscher, weiterzufahren. Sie kam sich vor wie ein verzaubertes Königskind, das durch eine barocke Laune des Schicksals in eine Wildnis verschlagen worden. Und das Seltzame und Abenteuerliche ihrer Fahrt, das ihrem excentrischen Köpchen nicht geringes Vergnügen bereitete, erhielt durch diese freiwillige Verzichtleistung auf die gewohnte Bequemlichkeit und Eleganz einen neuen Reiz.

Als sie dann vor einem unscheinbaren Häuschen abgestiegen war und sich mit einem behaglichen Gefühl auf dem altmodischen Sopha ausstreckte, das in einer Ecke des geräumigen Zimmers stand, war ihr, als habe sie mit der gewohnten Lebensweise auch alles abgestreift, was ihr seit Jahren das ganze Leben in dem Lichte einer häßlichen Komödie erscheinen ließ, in der mitzuspielden kaum der Mühe lohnte.

Nicht etwa, daß die Schönheit der sie umgebenden Natur sie über sich selbst hinwegtrug. Sie hatte nie recht begriffen, wie einem Menschen beim Anblick einer schönen Gegend das Herz aufgehen könne und mit der ihr eigenen Rücksichtslosigkeit den verspottet, der in ihrer Gegenwart ein Wort davon hatte verlauten lassen. Ihr war der Sinn für einfältigen Naturgenuß versagt; sie bedurfte der Menschen, um sich zu vergnügen und ihre geistige Regsamkeit zu bewahren. So glitt auch heut ihr Blick nur flüchtig über die weichen, wellenförmigen Linien hinweg, in denen sich die Berge von dem rotglühenden Himmel abgrenzten und die sanfte Abendstimmung, die über dem schönen Tale ausgegossen lag, wedte keinen Widerhall in Doras Herzen. Sie dachte an das, was sie hierhergeführt und mußte lächeln, wenn sie sich der erstaunten Miene erinnerte, mit welcher ihr Mann ihren plötzlichen Entschluß, das kleine, weltentlegene Bad aufzusuchen, aufgenommen hatte. Georg hatte anfangs Bedenken getragen, sie gewähren zu lassen. Die souveräne Willkür, mit welcher sie ihren Willen zur Geltung brachte und gar nicht den Schein zu wahren suchte, als sei ihr daran gelegen, sich den Wünschen und Reigungen ihres Mannes anzupassen, hatte etwas Herausforderndes. Auch hatte er, seitdem Hedwig sein Haus verlassen und gegen seinen Willen durch ihrer Hände Arbeit ihr Leben fristete, jeden Verkehr mit seiner Schwägerin abgebrochen. Nun war es durchaus gegen seinen Wunsch und Willen, daß Dora ihre Schwester in dem Badeort aufsuchte, in welchem sich die letztere nun schon seit Wochen mit ihrer Freundin aufhielt. Aber Dora hatte ihren Willen durchgesetzt, wie sie alles zu erreichen pflegte, was sie ernstlich wollte, ohne sich durch die Einwendungen ihres Mannes stören zu lassen. Es war ihr sehr gleichgültig, ob sie damit die Klust, die seit Jahren zwischen ihr und ihrem Gatten bestand, erweiterte. Sie hatte ihn in dem Glauben gelassen, als sei es nur der Wunsch, Hedwig wiederzusehen, der sie mit solcher Hartnäckigkeit an ihrem plöz-

lichen Entschlusse festhalten ließ. Wenn er gewußt hätte, was sie in Wahrheit hierherführte — er hätte alles aufgeboten, sie von dieser Reise zurückzuhalten.

Nun hatte die Leichtigkeit, mit welcher sie den Widerstand ihres Mannes zu entwasfen gewußt hatte, ihr Selbstgefühl noch erhöht. Und wie sie jetzt mit halbgeschlossenen Lidern, ein weiches, träumerisches Lächeln um die schön geschwungenen Lippen, auf dem Sopha liegend, der Zukunft gedachte, zweifelte sie nicht, daß es ihr gelingen werde, siegreich zuende zu führen, was sie begonnen. Allmählig stahl sich eine süße Mattigkeit über ihren beweglichen Geist und ihre aufgeregten Sinne. Sie ging frühzeitig zu Bett und schlief bis in den hellen Morgen hinein.

Wenige Tage zuvor war in dem benachbarten Pavillon, der seinen stolzen Namen sehr mit Unrecht trug, ein fröhliches Wiedersehen gefeiert worden. Burghardt, der seine Frau während der Dauer ihres hiesigen Aufenthaltes wiederholt flüchtig besucht, hatte sich zu seiner Herzensfreude überzeugt, wie sehr er Recht gehabt, als er von der Ruhe und den neuen Eindrücken des Baderlebens einen heilsamen Einfluß auf Lisbeths Gemüthsstimmung erwartete. Nun hatte er alle Bedenken, die dem Vielbeschäftigten eine längere Abwesenheit von dem Schauplatz seiner Wirksamkeit untunlich erscheinen ließen, über Bord geworfen und seine Frau durch die Mitteilung überrascht, daß er bei ihr bleiben wolle, bis sie gemeinschaftlich die Heimreise antreten würden. Er hätte Lisbeth keine größere Freude machen können. Die wenigen Wochen fern von Berlin, fern von den mißgünstigen Blicken derer, die der Schweregeprüften ihr stilles Glück neideten, hatten ihr sehr wohl getan. Die unbefangene Freundlichkeit, mit der ihr von allen Seiten begegnet wurde; der warme, freundschaftliche Verkehr mit Hedwig, die jeden Gedanken an ihr eigenes Schicksal zurückdrängte, um sich rückhaltslos der Freundin zu widmen, hatten ihr Selbstgefühl gekräftigt. Nun war der Eifer, mit welchem Burghardt die Trennung zu verkürzen suchte und um ihretwillen auf Wochen hinaus aufgab, woran sein Herz hing, ihr ein neuer Beweis, wie sehr er sie liebte.

Heut hatte Burghardt in früher Morgenstunde eine Wanderung durch den Park und die benachbarten Berge angetreten. Erich begleitete ihn — der Kleine hing mit großer Liebe an dem Vater und war glücklich, wenn er an seinen Streifzügen teilnehmen durfte. Lisbeth war im Bade. Es war um die Zeit, da der größte Teil der Badegäste in den Bädern zu weilen pflegt und man in den wenigen Straßen und den schattigen Laubgängen des Parks kaum eine menschliche Seele antrifft. Hedwig war zu Hause geblieben. Sie saß am Fenster und hatte einen Brief in Händen. Sie hatte den Brief schon so oft gelesen, daß sie ihn fast auswendig wußte und konnte sich doch nicht enthalten, jeden Augenblick des Alleinsseins zu benutzen, um ihn von neuem hervorzuholen und ihn immer wieder zu lesen. Es war ein Brief von Richard, den Burghardt ihr kurz nach seiner Ankunft gegeben hatte — der erste, den Richard ihr geschrieben, nachdem er ihr wenige Stunden vor ihrer Abreise aus der Heimat ein längeres Schreiben übersandt hatte, in welchem er, ohne den Versuch zu machen, seine Handlungsweise zu beschönigen, ihr in schlichten Worten gebeichtet hatte, wie alles gekommen war und wie er, obschon sie allen Grund habe, an seinem Herzen zu zweifeln, sein Lebensglück und all seine Hoffnungen für die Zukunft von ihrer Verzeihung abhängig mache. Dann hatte er sie in rührenden Worten gebeten, den Ring, den sie ihm im Borne zurückgegeben, zum zweitenmal von seiner Hand zu nehmen. Er wisse zwar, daß er durch sein Tun das Recht verscherzt habe, sie als seine Braut zu betrachten. Aber sie solle den Ring zurücknehmen, wenn nicht als Zeichen des Verlöbnisses, so doch zum mindesten als ein Pfand, daß er die Hoffnung nicht aufgeben müsse, sie dereinst als sein geliebtes Weib heimzuführen, wenn er durch ein ernstes, der Arbeit geweihtes Leben bewiesen habe, daß es ihm in Wahrheit darum zu tun sei, ihrer werth zu werden.

Sie hatte ihm geantwortet — ein paar freundliche Worte, die ihm ihre unveränderte Teilnahme an seinem Geschick aus-

sprachen, aber die Vergangenheit nicht berührten. Dann hatte er wochenlang nichts von sich hören lassen, auf Burghardts Anregung, der dem Neuen diese Entfagung zur Pflicht gemacht hatte. Nun hatte er von neuem geschrieben. Sie trug den Brief beständig bei sich, um sich, während sie in aller Unbefangenheit mit den anderen plauderte, von Zeit zu Zeit durch eine leise, zärtliche Verührung zu überzeugen, daß sie nicht geträumt habe und der ferne Freund ihrer wirklich in Liebe gedenke. Eine leise Röthe lag auf ihrem Gesicht — sie sah sehr hübsch und glücklich aus, wie sie jetzt den Brief auseinanderfaltete und las. Ihre kleine, zierliche Gestalt war in den letzten Wochen ein wenig voller geworden. Die Sonne hatte ihre Wange gebräunt und auch ihre Hände waren nicht mehr so durchsichtig weiß und schlank, wie sie noch vor kurzem gewesen.

„Es ist nicht mein Verdienst, daß ich dir heut erst schreibe, mein süßes Lieb,“ lautete der Brief. „Ich hatte Burghardt versprochen, mich zu gedulden, bis wir beide ruhiger geworden und ruhiger der Vergangenheit gedenken würden. Es ist mir schwer genug geworden, mein Wort zu halten — wiederholt fing ich im Schreiben an dich an und habe es immer wieder zerrissen. Es drängte mich, dir mitzuteilen, wie ich hier lebe. Ich hätte dir gern jeden meiner Gedanken beichten mögen, mein ganzes Herz vor dir bloßlegen wollen, wie ich es früher getan habe. Ich bedurfte deiner mehr denn je — hast du mich doch nun erst in meiner ganzen Schwäche kennen gelernt. Auch quälte mich der Gedanke, wie es dir gehe; ob du wohl meiner gedenkst und mir auch wirklich verziehen hast. Aber ich schämte mich meines Ungeflüms. Zum erstenmal im Leben tat ich mir Gewalt an. Es ist mir sehr schwer geworden. Ich habe schlaflose Nächte darüber verbracht und mit einer förmlichen Schadenfreude die Abstinenzerscheinungen beobachtet, die diese ungewohnte

Enthaltfamkeit zur Folge hatte und die sich mitunter zu einem Paroxysmus von Wut und Zorn und Nerger gegen dich und mich steigerten. Nun sind viele Wochen vergangen, seitdem ich dich zum letztenmal gesehen habe. Heut darf ich dir schreiben.

„Ich bin seit Wochen in E. Die Stelle, die mir schon vor dem angeboten worden, war noch vakant und da ich reichlich mit Empfehlungen versehen war, erhielt ich sie mühelos. Ich habe mich in meiner neuen Stellung vollständig eingearbeitet — sie läßt mir Zeit genug, an meine eigenen Angelegenheiten zu denken. In meinen Mußestunden beschäftige ich mich mit schriftstellerischen Arbeiten, die mir viel Freude bereiten — rechtsphilosophische Studien, dieselben, von denen ich dir früher schon sprach.

„Man ist mir hier sehr freundlich entgegengekommen, obschon ich die Gesellschaft wenig aufsuche. Ich habe keinen Grund, mich dessen zu freuen — ich weiß, daß das Wohlwollen, welches man mir entgegenbringt, nicht meiner Person gilt oder doch zum mindesten nicht so uneigennütziger Natur ist, als man mich glauben machen möchte. Auch habe ich mich beeilt, die Hoffnungen, die sich etwa an meine Person knüpfen könnten, im Keime zu ersticken. Erschrick nicht, Kind, ich habe deinen Namen nicht genannt. Aber ich habe den Leuten gesagt, daß ich eine Braut habe, die ich so bald als möglich heimzuführen hoffe, eine Braut, die viel besser und klüger ist als ich und die, so jung sie ist, in ihrem kleinen Finger mehr Willensstärke und Festigkeit besitzt, als ich trotz meiner siebenundzwanzig Jahre.“

Ein Schatten fiel auf das Blatt, das Hedwig in Händen hielt. Draußen, vor dem offenen Fenster, stand Dora in ihrer ganzen verlockenden Schönheit. Die Sonne schien in ihre Augen und brach sich in tausend zitternden Reflexen auf dem schwarzen Atlasstoff, das ihren schönen Körper umschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Psingstgewitter.

Gedicht von **Max Vogler.**

Das war ein Wetterleuchten,
Ein Rauschen und ein Rollen,
Gewaltige Donner schreudten
Mit Dröhnen und mit Grollen
Die schlummernden Tiere des Waldes auf,
Es stürzten die Bäche in rasendem Lauf,
Von strömendem Regen geschwollen,
Die Schlüfte und die Klüfte hinab
Und fanden im Grunde heulend ihr Grab, —
Ich stand alleine im Walde.

Die Wolken irrten und zogen
Am Himmel düstere Kreise;
Aufwühlend zu mächtigen Wogen
Im See die welligen Gleise
Brach wild der Sturm die Tannen entzwei, —
O, wäre die grausige Nacht vorbei
Und käme sanft und leise,
Bum Frieden mahnend, mild und hold,
Im Osten aufleuchtend wie flüssiges Gold,
Die Morgenröte geflossen!

Ich dacht' es mit heimlichem Beben:
Und siehe! da kam die Sonne
Und löste zu quellendem Leben,
Bu jubelnder Daseinswonne
Der Sturmacht wilden, schaurigen Graus,
Und weithin über die Schluchten hinaus
Hört' muntere Lieder ich schweben, —
Von Maien umfächelt und Blumen im Haar,
Sang hoch vom Berg eine lustige Schaar:
Die Psingsten sind strahlend erstanden! ...

So laßt in diesen Zeiten,
O laßt die Geister gähren:
Der Sturm in allen Weiten,
Er kann nicht ewig wahren!
Es muß nach altem, geweihten Brauch
Aus wetterleuchtender Nacht sich auch
Der Geisterfrühling gebären.
Und nehmt's als tröstliche Botschaft hin:
Wir singen noch alle in einem Sinn
Vom heiligen Menschengeneste!

Aus Indien.

(Siehe Illustration S. 478.)

Die Urbewohner Vorderindiens gehören größtenteils zwei verschiedenen großen Völkerstämmen an, dem arischen, welcher zur kaukasischen, und dem delhanischen, welcher zur mongolischen Rasse gehört. Der arische Volksstamm besitzt den Norden des ganzen Landes, den bei weitem größten Teil des nördlichen Dreiecks, also Hindustan und einen Teil des nördlichen Delhan. Er scheint einst aus dem Nordwesten her nach dem Indus und Ganges eingewandert zu sein. Stämme dieses eigentlichen Kulturvolks von Indien sind: die Bengalen, die Hindustani, die Radshputen, die Mahratten und die im Westen wohnenden Dschat.

Radshputana, Land der Radshputs, wurde unter der englischen Verwaltung Bezeichnung des Landstrichs von der Größe Preußens, der in Gestalt eines Rhombus zwischen Zentralindien im Osten, Bombay im Süden, Sindh im Westen, Pandshab und Nordwestprovinz im Norden eingelagert ist. Neunzehn Staaten unter eigenem Oberhaupt und autonomer Verwaltung teilen sich in den Besitz. England hat sich in Adschmir nur einen Kreis von der Größe des Herzogtums Oldenburg zur Selbstverwaltung vorbehalten.

An den Höfen der Radshputfürsten sind zu dem Glanze indischen Hoflebens die verfeinerten Genüsse westeuropäischer Kultur getreten, worin besonders der Hof von Dschapur hervortritt. Dschapur hat mit 39 419 Quadratkilometern und gegen 2 Millionen Einwohnern fast die Größe von Kroatien und Slavonien mit der Militärgrenze; der Länderumfang ist etwas geringer, die Bevölkerungsdichtigkeit etwas größer. Das Land ist gut bewässert und fast eben zu nennen. Die gegenwärtige Dynastie fasste in Dschapur Fuß im Jahre 967, die Hofchronisten wissen aber den Stammbaum bis zum Sagenhelden Rama hinaufzurücken. Die neuen Herrscher nahmen Wohnsitz in Amber, der alten Residenzstadt.

Als Sitz der Fürsten von Dschapur strahlte Amber großen Glanz aus; die Wasser des Baches, der von den bewaldeten Hügeln herabfloß, wurden durch einen stattlichen Querdamm zu einem Teiche aufgespeichert, lange Mauern am Rande des Hügels schützten die Städte vor feindlichen Ueberfällen; aus dem feinsten weißen Marmor erstanden Paläste und Verschönerungsbauten, welche den berühmtesten Gebäuden sich würdig anreihen und die weltbekannten Marmorbauten der Alhambra überstrahlen, des herrlichsten Denkmals mittelalterlicher arabischer Baukunst in Europa. Der Moghulkaiser Schah Dschehan soll über solchen Glanz erboht gewesen sein und wollte nicht dulden, daß seine Radshput-Untervasallen in Dschapur in Großartigkeit der Bauten ihn übertreffen; er gab Befehl, die Dewan-i-Has zu zerstören. Der schlaue Erbauer, Fürst Dschai Singh I., ließ die Pfeiler rasch mit Stuckaturarbeiten im Stile der überladenen späteren Hindutempelarchitektur überziehen und der mit der Zerstörung betraute General entledigte sich seines Auftrags durch den Bericht, daß die Nachricht falsch gewesen sei, ein die kaiserlichen Hallen in den Schatten stellendes Empfangsgebäude sei nicht angetroffen worden.

Bis 1728 blieb Amber Residenz von Dschapur; jetzt liegt die Stadt öde und verlassen, der Teich hat den untern Stadtteil unter Wasser gesetzt, einige Priesterfamilien bilden die ganze Einwohnerschaft.

Die Zeiten sind vorüber, daß indische Fürsten sich durch Palastbauten staunenswerter Architektur einen Namen zu machen suchten; wenn der heutige Hindu ehrgeizig ist, so arbeitet er nach dem Vorbilde der Engländer für Befriedigung der Bedürfnisse seiner Untertanen; ein sprechender Beweis für den Wandel der Gesinnungen ist die moderne Fürstenresidenz Dschapur, seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts Hauptstadt des Staates.

In der Residenz Dschapur ist eine an amerikanische Neugründungen erinnernde Regelmäßigkeit der Straßenanlagen an-

zutreffen. Der Gründer der Stadt ist Dschai Singh II., Fürst über Dschapur von 1699 bis 1742, Kenner der indischen astronomischen Wissenschaft. Als Mathematiker teilte er seine neue Stadtanlage in gleichseitige Quadrate mit geraden Linien, die sich in rechten Winkeln schneiden, und da der verstorbene Regent die Stadt mit Gas versah, das nicht aus Steinkohlen, sondern aus dem hier sehr billigen Kastoröl (Kiziniusöl) dargestellt wird, so gewährt ein Gang durch die Straßen abends einen so glänzenden Anblick als europäische Prachtstädte, denn die Bauart der Häuser ist in gutem indischen Geschmack durchgeführt. Wahrzeichen der Stadt sind die zahlreichen Vorbaue mit durchbrochenem Marmorgitter, hinter denen die Frauen vornehmer Hindus dem Treiben auf der Straße zusehen; die öffentlichen Plätze sind mit Springbrunnen ausgestattet.

In den Straßen ist viel Leben; aber Dschapur ist keine Handelsstadt, man beobachtet kein fieberhaftes Gedränge. Lange Reihen von Kameelen, Lasten von Steinen und Baumaterial tragend, ab und zu ein Elefant und Ochsenkarren bilden die Staffage; zuweilen eilen moderne europäische Wagen durch die Menge, die sich nur dann staut, wenn ein Bewohner der Berge gezähmte Bären tanzen läßt oder Gaukler Kunststücke aufführen. Die Straßen werden fleißig gereinigt, man stößt auf keine Schmutzhäufen; die Stadt wird von den Engländern im Gefolge des Prinzen von Wales bei seiner indischen Rundreise als reinlicher wie London gerühmt.

Zu den interessantesten Bauten Indiens gehören die Sati-grabdenkmäler, welche am häufigsten in Radshputana angetroffen werden. Sati ist weiblicher Eigennamen der Tochter des Daksa, eines Sohnes von Brahma, und die Gattin von Siwa, des mit Brahma um den Vorrang sich streitenden Gottes. Nach der Hinduteologie stürzte sich Sati beim Opfer ihres Vaters in das heilige Feuer, aus Bitterkeit, daß ihr Gatte von Vater Brahma nicht zum Opfer eingeladen war. Seitdem heißt jede Ehefrau, die mit ihrem verstorbenen Manne den Holzstoß besteigt, Sati, der Gebrauch der Witwenverbrennung selbst Sahagamana. An der Stelle, an welcher solche Selbstweihung zur Verbrennung stattfand, errichten die Hindus mindestens eine Denkfäule aus Stein, Frauen hoher Hindus wird sogar ein tempelartiges Gebäude errichtet. Witwen, die sich über den Verlust ihres Gatten trösten und sogar wieder heiraten, werden in den heiligen Schriften als nicht würdig erklärt, im Jenseits neben ihren Gekiebten einen Platz einzunehmen; sie sollen von Früchten und Beeren leben und gelten im Volke als Schandfleck der Familie. An diesem Matel haben die modernen Vereine für Witwenverheiratung nur wenig geändert; eine Witwe schreitet noch immer schwer zu zweiter Ehe. Selbst Witwen aus besserer Kaste werden unter der Unmöglichkeit anständiger Versorgung zu Geliebten von Mitgliedern der religiösen Orden, wenn nicht zu Prostituirten. Die englischen Leiter der indischen Verwaltung verhehlten ihren Abscheu gegen die Witwenverbrennung nicht. Unterm 4. Dezember 1829 erließ der englische Generalgouverneur von Indien ein Gesetz, welches das Verbrennen von Witwen für alle Zeiten verbietet. Dem Vollzuge dieses Verwaltungsgesetzes stellten sich ganz unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Frauen, von Brahmanen aufgezogen, verlangten so ungestüm mit der Leiche ihres Gatten verbrannt zu werden, daß die Verbrennung unter behördlicher Aufsicht gestattet werden mußte, da bei Weigerung bedenkliche Ausbrüche des Fanatismus zu befürchten waren. Noch 1875 wurde bei Dschapur eine Sati vollzogen, aber das Gericht verurteilte alle Teilnehmer, dreißig an der Zahl, wegen Mordes. Im englischen Reichsgebiet ist seither kein Fall von Sati mehr verzeichnet; in den Vasallenstaaten dagegen ist der Brauch noch nicht unterdrückt. In Radshputana kostete es 1874 in Udaipur beim Tode des Fürsten die größte Mühe, zu verhindern, daß die vier Frauen des Verlebten den Scheiterhaufen bestiegen. Im Staate

Bamra (Zentralindien) duldete der Landesherr noch 1860 eine Sati; der Witwenverbrennung ist deshalb in Indien noch nicht vollständig gesteuert.

Wo eine Sati nicht heimlich stattfindet, wird sie zum Feste, das Zuschauer aus Nah und Fern anzieht. Festlich geschmückt wie eine Braut, gestützt auf die nächsten Verwandten, umgeben von Brahmanen und religiösen Fanatikern, begleitet von rauschender Musik, wird die Unglückliche zum Scheiterhaufen geführt. Der Weg von ihrer Wohnung bis dahin ist gewöhnlich mit Palmzweigen und Blumen bestreut. Die Frau teilt, sofern sie noch Kraft und Besinnung dazu besitzt, Kupfermünzen unter die Anwesenden aus. Gewöhnlich aber kommt sie in ganz unzurechnungsfähigem Zustande beim Scheiterhaufen an, da man sie durch schnelle und sicher wirkende narkotische Stoffe, wie Bhang, ein Hanfpräparat, zu betäuben sucht. In unheimlicher Stille umgibt eine zahllose Menschenmenge den Scheiterhaufen, um welchen die Witwe dreimal langsamen Schritts geht und den sie alsdann besteigt. Sie gelangt zum Leichnam ihres Mannes, dessen Kopf man ihr zuweilen in den Schooß legt. Mittels eines Stricks wird sie an einen hohen, hölzernen Pfahl gebunden, der sich in der Mitte des aufgetürmten Holzhaufens befindet. Leute begießen den Scheiterhaufen mit Del, andere

eilen mit Fackeln herbei, um ihn anzuzünden. Ist dann der entsetzliche Moment der fürchterlichen Todesangst gekommen, dann beginnen die Brahmanen laut Gebete herzusagen und Hymnen zu singen; die Religiösen erheben ein Geheul, Trompeten schmettern, von allen Seiten begleitet von Trommel- und Paukenschlägen. Diese lärmende Musik soll die Schmerzensaute übertönen, welche die Unglückliche in ihrer Seelenangst ausstößt. Wenn die Flammen von allen Seiten hell aufstodern, an den Füßen der Unglücklichen hinanzüngeln und ihre Kleider erfassen, dann kommt es manchmal vor, daß die betäubte Gequälte mit einemale erwüthet wird; sie übersieht das Entsetzliche ihrer Lage, ein gellender Schrei wird hörbar, mit fast übermenschlicher Kraft zersprengt sie ihre Bande und mit einem kühnen Sprunge sucht die Gepeinigte dem Flammenmeer zu entrinnen. Aber die unmenschlichen Brahmanen eilen ihr nach, ergreifen sie wieder und schleudern sie wutentbrannt in die Flammen zurück. Um jedem Widerstande vorzubeugen, wurden häufig der Unglücklichen, sowie sie den Scheiterhaufen bestiegen hatte, lange Bambusstöcke über die Schultern gelegt, mittels welcher sie niedergestoßen wurde, wenn sie den Versuch machte, zu entkommen. So geschah es in Kathmandu, der Hauptstadt des HimalayaStaates Nepal, nach dem Zeugnis Schlagintweits.

Die Musik in der Vogelwelt.

Von Friedrich Meis.

Der Gesang der Vögel, ihre Beweglichkeit, Gestalt und Farbe, ihre Frühlingsverkündigung wären allein schon Grund genug, Interesse und Liebe für sie in hohem Grade zu erwecken; aber wenn wir ihre Kunst und Ueberlegungsfähigkeit im Nestbau, die Kraft und den Reichthum ihrer Gefühlsausdrücke hinzunehmen, die ihnen — noch außer dem eigentlichen Gesang — in Tönen der mannichfaltigsten Art zugebete stehen, so müßen wir wohl versucht sein, ihnen, von Seiten des Gemüths wenigstens, selbst vor den Säugetieren einen Vorzug einzuräumen.

Es ist aber vor allem die Sprache der Vögel, die uns anzieht. Keinem Tier ist diese Gabe in solchem Grade der Deutlichkeit und Mannichfaltigkeit verliehen, wie ihnen. Hierin stehen sie den Menschen am allernächsten; denn sie haben, wie diese, nicht nur eine Sprache des gewöhnlichen täglichen Umgangs, des Rufens, Schreiens, Plauderns; sie haben wie die Menschen zum Ausdruck der höchsten Empfindung die Poesie, die Lyrik, das Lied. Wie der Mensch die Sprache seiner schwungvollsten Empfindungen am liebsten im Gesange redet, wenn er liebt, so auch die Vögel.

Wie das menschliche Gemüth sehr empfänglich ist für die Einflüsse der Witterung, wie angenehmer Himmel es so leicht zum Frohsinn und Gesange stimmt, so auch das der Vögel. Beim Menschen ist nicht, wie bei diesen, die Gesangsfähigkeit an bestimmte Familien gebunden; aber die singfähigen Vogelfamilien sind nicht nur innerhalb der Grenzen einer bestimmten Familie sehr verschieden begabt, sondern es offenbart sich auch zwischen den einzelnen Individuen einer und derselben gesangsfähigen Vogelart verschiedene Gradation der Fähigkeit. Den Vorzug freilich haben wir entschieden voraus, daß bei uns die Gabe des Gesangs auch den Frauen im vollkommensten Maße verliehen ist, was dem weiblichen Geschlechte der Vögel fast ausnahmslos versagt blieb.

Welche Schönheit liegt in den Melodien der Vögel, und wie reizend sind diese scheinbar kunstlosen Gesänge! Vom Zirpen der Grille bis zum majestätischen Rollen des Donners hat alles der Natur; aber der hinreißende Schmelz der Musik liegt nur in den Kehlen der Singvögel.

Der muntere Ruf der Finken, der Jubel der Lerchen, der melancholische Gesang des Rotkehlchens, das flötende Pfeifen der Amsel und all der lieblichen Sängers beginnen das Konzert des

Frühlings; sie sind die Musikanten der Natur, das Orchester der Schöpfung; ihr gewaltiger Dirigent ist die Macht der Liebe, und trotz der ungemeinen Verschiedenheit der kleinen Künstler und ihrer Fähigkeiten beleidigt nie eine störende Disharmonie unser Ohr. — Stimmt die Königin des Frühlings, die Nachtigall, ihre Hymne an, so muß jedes fühlende Herz in Bewunderung überfließen und sich vor der Allmacht der Natur beugen, zu deren Lob alle Vögel ihre Stimme erheben.

Wie dürstig ist aber, der Kehle der Vögel gegenüber, die der Säugetiere. Auch sie versuchen für verschiedene Gefühlsregungen verschiedene Laute, und ein Hirsch, der seine Kühe ruft, ein Schaf, das sein Junges lockt, oder ein Hund, der einen Fremden anbellt, wissen sich gewiß ganz verständlich zu machen. Aber doch wie einsörmig tun sie dies! Wie reich an Tönen und Modulationen sind dagegen die allermeisten Vögel, und zwar ohne daß sie dazu auch nur eines Lautes des eigentlichen Gesanges bedürften! Welch verschiedenes Loden, Girren, Rufen, Schnalzen, Glucksen, Schnarren, Klagen, Seufzen, Murren, Zanken steht ihnen außer ihren Liedern zugebete!

Betrachten wir ein angeheendes Vogel paar! Wie viel angelegentliche süße Mühe gibt sich das Männchen, um das Weibchen, welches sich erst spröde zeigen will, mit Zärtlichkeit oder Festigkeit, aber immer mit der größten Gewandtheit in Tönen, die es dem geübten Ohr unzweifelhaft machen, daß hier eine heiße Liebeswerbung im Gange ist, — für seine Wünsche zu stimmen!

Und wie stolz und gehoben ertönt das Lied, wenn die Brautwerbung gelungen! Wie im Gefühl einer trefflich gespielten Doppelrolle, der des Liebhabers und Selben zugleich, setzt sich das Männchen auf den höchsten Baum, auf den First des Hauses und lobpreist sein schönes Geschick in den prächtigsten Klängen. Damit jedoch nicht der Schein aller Schuld des Verliebtestens auf das Männchen falle, darf nicht verschwiegen werden, daß auch dem Weibchen, insofern es sein Absehen auf ein etwas spröderes Männchen gerichtet hat, gar artige Töne zugebete stehen, um dasselbe anzulocken und ihm zu schmeicheln.

Und wie hoffnungreich, wie wonneheimlich sind die Töne, von welchen die Arbeit des nun folgenden Nestbaues begleitet wird! Töne, denen alle die süße Erwartung des warmen brütenden Lebens und Mutterglücks schon zum Voraus inne wohnt und anzuhören ist, das auf den Ausbau des Nestes

kommen soll! Der Reichtum eines Vogelgemüths und seiner entsprechenden Aeußerungsfähigkeit tritt jedoch erst im Umgang mit den Jungen in seinem ganzen Triumph zutage.

Soviel ist nach allem bisher Berühmten unzweifelhaft, daß unter allen Tieren die Vögel diejenigen sind, die am meisten Drang und Lust haben, den Regungen und Empfindungen ihrer beweglichen Seele durch Töne einen Ausdruck zu geben.

Was wunder, wenn wir diese holden Frühlingskinder zu Zimmergenossen machen, um die Langeweile und Sorgen des Alltagslebens zu verschleichen und uns an ihrem Gesange zu ergötzen!

Der Gesang der Vögel ist so verschiedenartig, wie alles, was die Natur uns bietet. Doch hat man den Versuch gemacht, ihn in drei Klassen zu bringen.

Den Schlag nennt man, wenn der Vogel die Strophen seines Gesanges immer oder größtenteils in einerlei Folge hören läßt und die Stimme kräftig und angenehm ist, wie bei der Nachtigall, dem Buchfinken, dem Kanarienvogel, dem Schwarzkopff und anderen.

Gesang nennt man, wenn sich die Strophen, ohne regelmäßige Folge zusammenschließend, untermischt mit zwitschernden, leiseren Tönen hören lassen, wie bei der Lerche, der grauen Grasmücke, dem Zeißig, dem Kottelchen u.

Das Pfeifen nennt man, wenn der Gesang aus reinen, flötenartigen Tönen besteht, welche deutlichere Strophen ausdrücken, ähnlich dem Pfeifen der Menschen. So pfeift die Amsel, der Hänfling, der Dompfaffe u. s. f.

Außer dem Gesange haben alle Vögel auch noch ihre Locktöne, welche jeder Vogelgattung eigentümlich sind. Diese Laute verändern sie je nach ihren Empfindungen und Leidenschaften. Anders sind die Töne der Furcht, anders die Töne der Liebe.

Die Fähigkeit, jene Modulationen der Stimme hervorzu- bringen, hängt von dem Bau des Stimmorgans ab, das bei den Vögeln am untern Ende der Luftröhre liegt.

Es ist eine den Vogelliebhabern bekannte Sache, daß die Vögel einander gegenseitig zum Singen anreizen. Fängt einmal einer an, so fallen bald alle im Zimmer befindlichen Vögel im Chore ein, suchen einander zu übertönen und den Rang abzulaufen, gleichsam als ob es einen Preis gälte. — Bemerkt der Vogel während dieses allgemeinen Wettgesanges etwas, das ihn erschreckt und er läßt einen Warneton hören, so verstummen alle Vögel, was sich recht komisch ausnimmt, wenn nach solchem schnetternden Durcheinander urplötzlich eine Stille eintritt, die beinahe feierlich ist, nur hier und da unterbrochen durch einen ängstlichen quiekenden Laut.

Die Zeit des Gesanges ist verschieden; manche singen das ganze Jahr, die Mauserzeit ausgenommen, manche nur im Frühjahr und Sommer; jedoch ist derselbe zur Zeit der Begattung, also Frühjahr, am fleißigsten und stärksten.

Ein heiteres, fröhliches Duett bilden die Lerche und die graue Grasmücke; voll Leben und Feuer führen sie ein wahres Konzert aus.

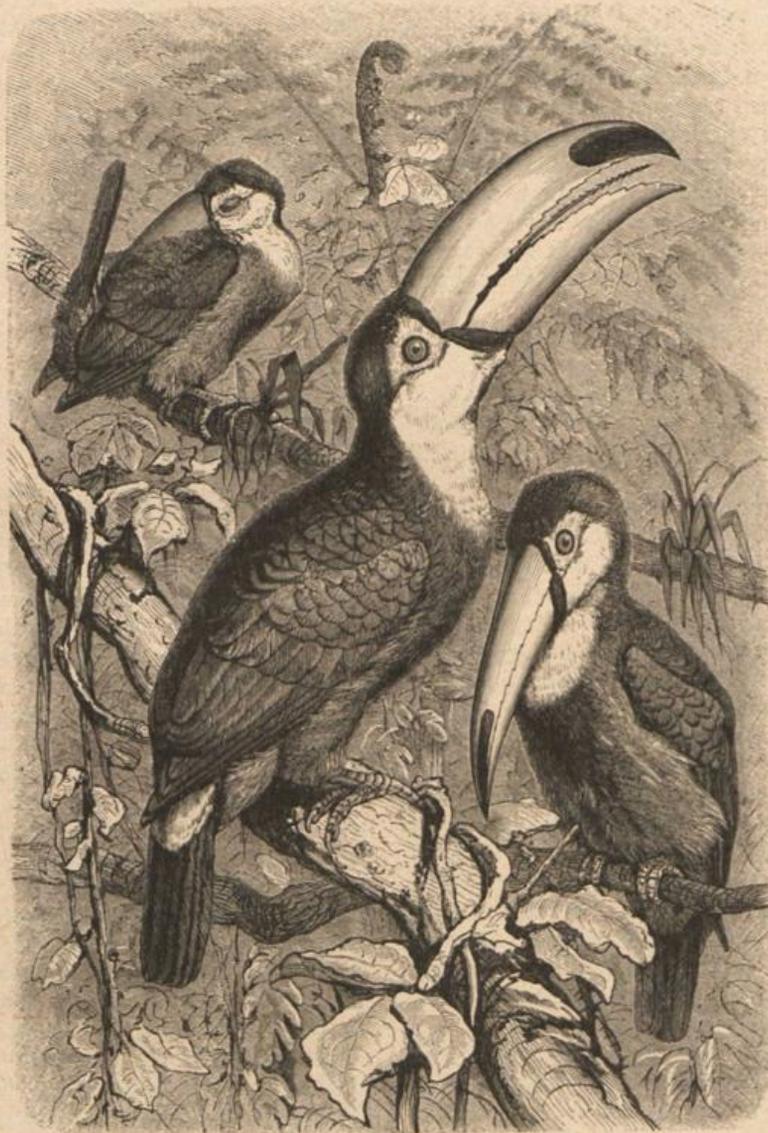
Aber ein Quartett voll Begeisterung und Kraft erheben die Nachtigall, das Schwarzköpfchen, die Gartengrasmücke und die Lerche. Diese vier Vögel im Verein gewähren alles, was der Vogelgesang ausgezeichnetes bietet: die geläufigsten Triller, die kräftigsten Schläge, den schmelzendsten Gesang; und jeder Zuhörer, auch der für den Vogelgesang minder eingenommene, wird gleichsam fortgerissen zur Bewunderung für diese Künstler.

Die Wachtel mit ihrem taktmäßigen, wohlklingenden Schlag ist gleichsam der Kapellmeister für die andern Vögel; der Staar aber der Bajazzo, weil er die andern Vögel nachzuahmen sucht und komische possirliche Geberden damit verbindet.

Das Unvergleichlichste jedoch, was die Natur in dieser Art geschaffen hat, ist der Gesang der Nachtigall. Welche Kehlfertigkeit, welche Kraft und Fülle, welche gewandten, mit der Schnelle des Blitzes dahineisenden Läufe und Triller, und welche schöne, sich in Akkorde auflösenden Endstrophen! Jetzt zieht sie langsam und silberhell auf, allmählich wächst der Ton und steigt beinahe um eine Terz, wird zuletzt klagend hingezogen und endigt dann plötzlich in einem raschen Akkord. Scharf, aber glöckchenrein entströmen nun ihrer Kehle eine lange Reihe hastig vorgetragener Töne, die sich zuletzt in einem Triller auflösen, der an Geläufigkeit alles über-

trifft, was man hierin sich vorzustellen imstande ist. Wohl setzt sie von einer Strophe zur andern ab, aber eigentliche Pausen treten nicht ein, indem sie die Strophen durch feine, kaum hörbare Töne zusammenzieht, wie edle Perlen an einer Schnur aufgereiht sind.

So hält sie den gefühlvollen Zuhörer durch die bezauberndste Harmonie und hinreißende Melodien stundenlang gefesselt und bereitet ihm den innigsten Genuß. Man muß erstaunen über die Fülle und Mannichfaltigkeit dieser Zaubertöne und über die außerordentliche Kraft ihrer nichtermüden Kehle. In der That hat sie auch nebst dem Sprosser unter allen Singvögeln die stärksten Kehlmuskeln. Man nennt sie mit vollem Recht die Königin der Singvögel, denn wenn alle Singvögel, Amseln, Lerchen, Grasmücken und Finken zusammensingen, die Nachtigall übertrifft sie alle, sie setzt ihrem Gesange die Krone



Rotschnäbeliger und großer Tukan.

auf. Eine gute Nachtigall hat zwanzig bis vierundzwanzig verschiedene Strophen, ohne die Modulationen, die sie noch mit Geschmack anzubringen weiß.

Es darf uns deshalb nicht wundern, über ein Beispiel besonderer Wertschätzung der Nachtigallen einen Artikel in der „Leipziger Illustrirten Zeitung“ vom 30. September 1882 zu finden, welchem wörtlich folgendes zu entnehmen ist.

„Adelina Patti hat, wie ein pariser Berichterstatter aus dem Munde der Diva selbst erfahren haben will, in ihrem Testament angeordnet, daß sie bei ihrem Schloß in Wales beerdigt werde und daß auf ihrem Grabe eine Volière mit Nachtigallen sich erheben soll, welche mit ihren melodischen Klagen für immerwährende Zeiten die Erinnerung an die Sangeskünstlerin wachzuhalten berufen sind.

„Die Idee, eine derartige musikalische Seelenmesse zum ewigen Gedächtnis an eine große Sängerin zu stiften, ist ebenso poetisch wie originell. Da es jedoch bekanntlich vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, so fählt sich vielleicht einmal eine reiche Geflügelhändlerin bestimmen, das Beispiel Adelina Pattis in standesgemäßer Weise nachzuahmen und zur Verewigung ihres Andenkens bei den kommenden Geschlechtern auf ihrer letzten Ruhestätte einen wohlfortirtirten Hühnerhof zu stiften.“

Schon im grauen Altertum hat die Nachtigall (*Luscinia Philomela*) durch ihren schönen Gesang die Bewunderung der Menschheit errungen. Aristoteles und Plinius, die ältesten naturhistorischen Schriftsteller, erwähnten dieselbe auf die rühmendste Weise.

Die ältesten Dichter besangen sie als Philomele, welcher Name ihr in der Dichtervelt bis auf die neueste Zeit geblieben ist und der von der Tochter Pandions, Königs von Athen, Schwester der Prokne, herrührt. Philomele ward von deren Gemahl Terens entehrt und der Zunge beraubt, worauf Philomele und Prokne aus Rache des Terens Sohn Itys töteten und Philomele von den Göttern in eine Nachtigall, Prokne in eine Schwalbe verwandelt wurde.

Für das menschliche Ohr ist es ein besonderer Vorteil, daß es den Anschein hat, die Singvögel bemühen sich mit ästhetischem Geschmack, indem sie bei Steigerungen wirklich zum bessern fortschreiten, und eine durch Geräusch in ihrem Schlage forcirte Nachtigall zum Beispiel gewährt auch der gewöhnlichen Beobachtung den Eindruck, sie erhebe sich aus eigener Begeisterung zur selbstbeglückendsten Höhe ihrer Kraft und Kunst, als hätte

sie ein Gefühl von der Wonne des Ausrufes: „So laß mich sterben!“

Sobald durch das Wehen lauer West- und Südwinde der Grimm des Winters gebrochen ist und in den geschützten Tälern Schneeglöckchen und Anemonen ihre zarten Blütenknospen dem neuen Lichte erschließen, dann ist auch die Zeit wieder herangerückt, wo die Herolde des Lenzes nach und nach im Heimatlande ihren Einzug halten.

Besonders sind es aber die Schwarzmäseln und Singdrosseln, welche nächst der Nachtigall mit ihren feierlichen Liederstrophen „die Tage der Wonne“ begrüßen. — Nur ist der Charakter beider Gesänge sehr verschieden. Beim Amselgesang fließen die abgerundeten Töne sanft und gezogen dahin, beim Singdrosselschlag jagen sie sich in Hast, dem Wildbache gleich, dessen Wellen in der Waldschlucht sich überstürzend von Stein zu Stein springen. Aus dem Flötengesang der Amsel spricht Ernst und Würde, fröhliche Selbstgenügsamkeit und kindliche Freude; — aus dem Schlage der Singdrossel dagegen leidenschaftliche Erregtheit, ungestüme Lust und jauchzender Lebensmut.

Ein weiterer Gesangskünstler ist der Sommergast der rohrbestandenen Gewässer, der Rohrfänger. Dessen eigentümlicher Gesang besteht weniger aus klangvollen, als aus ansprechend schwazenden, zwitschernden und schmalzenden Tönen, welche in der Höhe und Tiefe wunderbar abwechseln, manche nicht unangenehme Wendungen besitzen. Bald erinnert er an den Gesang der Schwalbe, bald an den anderer Vögel, am meisten aber



Töpfer- oder Ofenvogel mit Nest. (Seite 491.)

an ein Frohkonzert, aus einiger Ferne gehört, mit Wellenrauschen und Windesflüstern im Schilf. In schönen Nächten ertönt er noch um Mitternacht und beginnt schon lange vor dem ersten Grauen des Tages wieder: in solchen Stunden hat er etwas eigentümlich Anziehendes.

Der Rohrfänger ist sehr fleißig im Singen, bringt gar keinen Schaden und verdient deshalb den Schutz aller edel denkenden Menschen.

Wie aber einerseits die Bestrebungen für die Fortpflanzung und den Schutz der im Freien lebenden Vögel eifrig sind, so sind sie es andererseits nicht minder in der Zucht und Pflege der im Zimmer gehaltenen.

Hauptsächlich sind es unter letzteren die Kanarienvögel, welche sich durch ihren anmutigen, starken und abwechselnden Gesang, ihre Gelehrigkeit, ihr artiges Betragen, ihre hübsche

Färbung und ihren leichten Unterhalt auch außer der Hede zu den häufigsten und beliebtesten Zimmergenossen erhoben haben. Es gibt freilich Gelegenheit, hier die mannichfaltigsten Temperamente zu beobachten; man findet unter ihnen lustige, gelehrtige, müßige und fleißig singende Vögel.

Ihren Gesang muß man durch gute Vorschläger veredeln oder wenigstens rein zu erhalten suchen; zu einem guten Schläger gehört, daß vielerlei angenehme Triller, wenig schmetternde Strophen und die silberhelle Skala einer herabfallenden Oktave gehört werden, daß der ganze Schlag vollständig vorgetragen und nicht zu oft unvollendet abgesetzt werde.

Dreihundert Jahre sind verfloßen, seit der Kanarienvogel über die Grenzen seiner schönen Heimat, den atlantischen, unter dem Namen Kanaren bekannten Inseln, hinausgeführt und Weltbürger geworden ist. Der zivilisierte Mensch hat die Hand nach ihm ausgestreckt, ihn verpflanzt, vermehrt, an sein eigenes Schicksal gefesselt, und durch Wartung und Pflege im Verlaufe der Zeiten so durchgreifende Aenderungen an ihm bewirkt, daß wir über dem durch Domestizierung schön gelb gewordenen Vögelchen die wilde, grünliche, unverändert gebliebene Stammrasse beinahe vergessen haben.

Bezüglich der Rasse unterscheidet man gewöhnlich unter ihnen: Harzer, Brabanter, Brüsseler, Holländer und Trompeter.

Es ist aber besonders die deutsche Rasse, der harzer Kanarienvogel, über dessen Gesang sich Liebhaber und Kenner sehr enthusiastisch aussprechen. Einen harzer Kanarienvogel ersten Ranges zu hören, ist ein wahrer Hochgenuß. Es ist da kein Ton zu vernehmen, der nicht voll und zart, metallisch und wohlthuend für das Ohr mit unwiderstehlichem Reize sich einschmeichelt.

Der Gesang der Harzer ist sehr verschieden, soll ursprünglich mit Wassertrillern in verschiedenen Tonarten ausgebildet worden sein und nur durch gut singende Vögel, welche

man als Vorschläger für die Zungen benutzt, unterhalten und fortgepflanzt werden. Ihr Gesang besteht in Trillern (Rollern) durch alle Tonarten, Trillern von „erstaunder Länge, prachtvoller Rundung und Fülle.“

Die feinsten Sänger unterscheidet man in Vogen-, Flöten-, Gloden-, Pfeif-, Lach-, Koller-, Lissel-, Klingel-, Wasser-, Glucker-, Hohl-, Knarr-, Schnurr- und Bastriller, tiefe Koller etc. Das klingelt und trillert und stödet und tutet in den Ohren, wenn man eine Gesellschaft von etwa einem Duzend schlagenden Harzern zusammenhört, daß man förmlich betäubt wird und auf jede andere Unterhaltung gerne verzichtet.

Zur Beurteilung des Kanariengesangs ist es durchaus nicht absolut notwendig, musikalisch gebildet zu sein; ein für natürlichen Wohlklang empfängliches Ohr, sachliche Leitung durch erfahrene Liebhaber und gründliches Abhören namentlich auch fremder, guter Vögel führen verhältnismäßig bald zur Kennerchaft.

Es soll aber nach all dem vorstehend mitgetheilten nicht gesagt sein, daß nicht auch minder gut singende Vögel ein ganz artiges Konzert ausführen können, sei es auch nur ein Reißig oder eine Zaungrasmücke.

Man hat bei den Sängern zweiten Ranges nebenbei noch das Angenehme, daß sie fast das ganze Jahr singen, weil ihr leichter Gesang sie nicht anstrengt, sie deshalb auch keines besondern Triebes bedürfen, um ihre Kehlmuskeln zu kräftigen und ihre Gesangeslust zu wecken.

Der Liebhaber des Vogelgesanges mag es deshalb getrost auch mit bescheidenen Sanges Talenten wagen, er wird dennoch Befriedigung finden. Er entschuldige seinen minderbegabten Reißig wohlwollend und denke: „Es ist keine ganze Nachtigall, nicht einmal eine halbe, nur schlicht und einfach ist sein Schall, fast so wie einer Schwalbe!“

Eine Pfingstfahrt.

Anfang Juni 1848 schwamm Deutschland in einem Meer von Wonne. Auf allen Straßen sang man:

— Ein Frühling ist im Lande,
Wie die Welt noch keinen sah;
Es zerspringen alle Bande
Und die Freiheit, sie ist da —

und Jung und Alt jubilirte. Die „Freiheit“ war uns im Schlaf geschenkt worden, denn getan hatten wir eigentlich blutwenig — und taten auch nichts. — Das Frankfurter „Parlament“ teilte die allgemeine Begeisterung — die Juniinsurrektion hatte noch nicht ihre düsteren Schatten von Paris herübergeworfen. Und besonders die „Völkermänner“ der Linken waren trunken von der Lust des wunderbaren „Völkerfrühlings“.

Der französische General, welcher dem berühmten Reiterangriff der Engländer bei Balaclava (in der Krimm) mit zusah, meinte: „Das ist kein Krieg, aber es ist schön.“

Und so meinen wir von jener Zeit: Es war keine Politik (kein klares Verständnis der Lage und entsprechenden Handelns), aber es war schön.

Zu Pfingsten machte „die Linke“ auf eine Einladung der dortigen Demokraten einen Ausflug in die herrliche Pfalz, von welchem Robert Blum in den sächsischen „Vaterlandsblättern“ eine lebendige Schilderung entworfen hat, welche uns ganz in jene Zeit glücklicher (oder auch unglücklicher — je nachdem man es nimmt) Illusionen versetzt. Die Blätter von damals sind jetzt nur noch in Besitz sehr Weniger, die meisten überhaupt nicht mehr zu beschaffen, und die Biographie Robert Blums durch seinen Sohn Hans, in der jener Bericht abgedruckt ist, hat einen so kleinen Leserkreis, daß derselbe garnicht in Frage kommt.

Unter solchen Umständen glauben wir vielen Lesern der „Neuen Welt“ einen Gefallen zu tun, wenn wir die Schilderung Robert Blums, die ein psychologisches und historisches Interesse hat, nachstehend zum Abdruck bringen:

„Am Sonnabend, 10. Juni, früh 9 Uhr, fuhr Blum mit dem Gros der Linken nach Mannheim. Viele Genossen waren schon vorausgeeilt, manche folgten. In Mannheim begrüßte Ichste die Partei und ward von dieser als ‚Vater‘ gefeiert.

„Im ‚Europäischen Hof‘ wurde zu Mittag gegessen, wurden beim goldenen Becher herzliche Empfindungen getauscht. Hier begrüßte eine Deputation aus Neustadt a. d. Hardt die ‚Männer der Linken‘, hierher erging von den schönsten Frauen und Jungfrauen Frankenthal eine Einladung, auch diese Stadt zu besuchen. Blum kam dem Verlangen schriftlicher Zusage in der für solche Fälle ziemlich ungewöhnlichen Form des Wechsels nach. Dieser lautete: ‚Dienstag, den 13. Juni, Nachmittags 4 Uhr, liefere ich gegen diesen Solawechsel an die liebenswürdigen Damen von Frankenthal dreißig Männer der Linken. Mannheim, den 10. Juni 1848. Robert Blum.‘

„In Ludwigshafen begann der eigentliche Festzug. Der Bahnhof und viele Häuser waren mit Fahnen geschmückt. Im ‚Deutschen Hause‘ fand ein erhebender Austausch der Gefinnungen statt. — Mit dem letzten Zug ging der Weg weiter nach Neustadt. Auf jeder Station ertönte den Reisenden ein Lebehoch von der zahlreich versammelten Bevölkerung der Umgegend. In Neustadt war der Empfang wahrhaft großartig: die gesammte Bürgerwehr vor dem Bahnhof aufgestellt, auf dem weiten Platze, der — durch Bekränze erhellt war; der Stadtrat an der Spitze einer unübersehbaren Volksmenge; hunderte von Völlerschüssen mischten sich in die Klänge der Musik, des Gesanges. Blum beantwortete die Begrüßung des Bürgermeisters, Jordan die des Bürgerwehrkommandanten; die Bürgerwehr defilirte vor den Gästen, und ein großer Zug setzte sich in Bewegung nach dem hochgelegenen Schießhaus. Feenhaft war die Szene, als bei der Ankunft der Abgeordneten bengalische Flammen das Haus und die Bergkette erleuchteten und aus dem Grün der Bäume der kräftige Männergesang erschallte.

Im Schießhause fand ein Abendessen statt, an welchem soviel Einwohner Neustadts teilnahmen, als der Raum zu fassen vermochte. Hunderte aber umdrängten die Eingänge und weilten im Garten, um mindestens soweit an dem kräftigen Austausch der Gefinnungen teilzunehmen, als es möglich war. Erst spät führten Neustadts Einwohner die Gäste in die Wohnungen, welche man aufs zuvorkommendste ihnen bereitet hatte, um auszuruhen zu neuem Tagewerke.

„Mit dem frühen Morgen war Neustadt wieder auf den Beinen, denn die Gäste sammelten sich um 6 Uhr im Garten des Schießhauses, von wo sie in Begleitung vieler Freunde die weitere Reise antraten. Es war ein imposanter, langer, reich mit Blumen und Grün bekränzter Wagenzug, auf welchem die Reisenden dahin rollten, geleitet von den besten Wünschen und dem jubelnden Lebehoch der zurückbleibenden Menge. Schon in Edesheim begann die ehrende Begrüßung; eine Ehrenpforte war errichtet mit der sinnreichen Inschrift: ‚Der Rückblick führt zum Fortschritt!‘ andrerseits: ‚Für uns euer Wirken! Für euch unsere Kraft!‘ und in der Nähe derselben empfing die Bürgerwehr und die Ortsobrigkeit die Reisenden mit festlichem Gruß, welcher dankbare Erwidrerung fand. — So ging der Zug nach der Bundesfestung Landau, wo zwar zahlreiche Volksmassen denselben begrüßten, aber jede festliche Veranstaltung unterblieben war, da man irtümlich angenommen hatte, der Zug werde Landau nicht berühren.

„So ging es denn über Eschbach nach der Ruine Madenburg, auf welcher die halbe Einwohnerschaft von Landau und eine große Volksmasse aus naher und ferner Umgebung versammelt war. Diese tausende von Menschen, der Schmuck zahlreicher Fahnen, der Donner der Freudenschüsse und die Klänge der Musik und des Gesanges nahmen auf diesem wunderbar herrlichen Punkte und unter den weiten Trümmern eines Baues der Vergangenheit einen besondern Festcharakter an. Blum eröffnete den Reigen der Sprecher mit einer tiefen Eindruck machenden Rede; eine große Anzahl der Abgeordneten folgte ihm, und drei bis vier Stunden mögen wohl dahingegangen sein, während welcher die Massen trotz der glühenden Mittagssonne voll Andacht lauschten. Ein Frühstück war den Reisenden in der Ruine auf einem herrlichen Punkte bereitet, und manches zarte Frauenantlitz setzte sich während desselben dem sengenden Sonnenstrahle aus, um die Gäste mit dem Schirme zu schützen, damit nicht wahr werde, was Vogt scherzweise verkündete, daß die Linke hier ‚zusammenschmelzen‘ müsse. Doch erlitt sie einen Verlust. Der Vertreter eines der kleinsten Staaten hatte ein schattiges Plätzchen gefunden und war daselbst eingeschlafen; er erwachte erst, als die Burg verödet und der Mond am Himmel stand, so daß er erst am folgenden Tage wieder zu den Freunden gelangte.

„Von Eschbach ging nun der Zug nach dem Bade Gleisweiler, dessen schöner Garten mit Menschen überfüllt war, und wo dem jubelnden Grusse mehrfache Ansprachen vom Balkon des Gasthofes herab folgten; dann wurde die Reise bis nach Edenkoben fortgesetzt. Hier war der Empfang auf der königlichen Villa, gewiß einem der herrlichsten Punkte der schönen Gaardt, und die Gäste wurden hier von der aufgestellten Bürgerwehr u. herzlich begrüßt. Bis zum kühlen Abend tagte man oben auf dem Berge, dann geleitete die Bürgerwehr von Robt und Edenkoben die Gäste in feierlichem Zuge nach der Stadt. Ein Abendessen machte hier den Beschluß des anstrengenden Tages; man hatte die Frauen davon ausgeschlossen, aber sie füllten in schönem Kranze die weite Galerie und warfen einen Regen von frischen Rosen auf Blum, welcher die Stellung und Aufgabe der Frauen in der Neuzeit in einem Trinkspruch schilderte, welchen er den Schönen widmete.

„Montags früh weckte eine glänzende Reveille der Bürgerwehr die Reisenden, welche sich im Garten des Gasthofes zum Lamm sammelten und von hier aus um 8 Uhr zu Fuß den Weg fortsetzten, geleitet von der gesammten Bürgerwehr von Edenkoben. Der Zug schwoll von nun an von Stunde zu Stunde, indem sich die Bewohner der Ortshafte ihm anschlossen,

durch welche er kam, um an der Volksversammlung in Neustadt teilzunehmen.“) In Maikammer reichte man den Reisenden den Ehrentrock in kostbarem Wein, und nach gegenseitigen Begrüßungsreden wechselte die Bürgerwehr von Maikammer mit der von Edenkoben ab und gab ihnen das Geleite bis nach Hambach. Auf dem berühmten Schlosse waren abermals tausende versammelt; allein man besuchte dasselbe nicht, indem die Zeit drängte, zog vielmehr durch Mittel- und Oberhambach, wo gleichfalls die herzlichste Begrüßung seitens der Ortsbehörden und der Bürgerwehr stattfand, nach Neustadt.

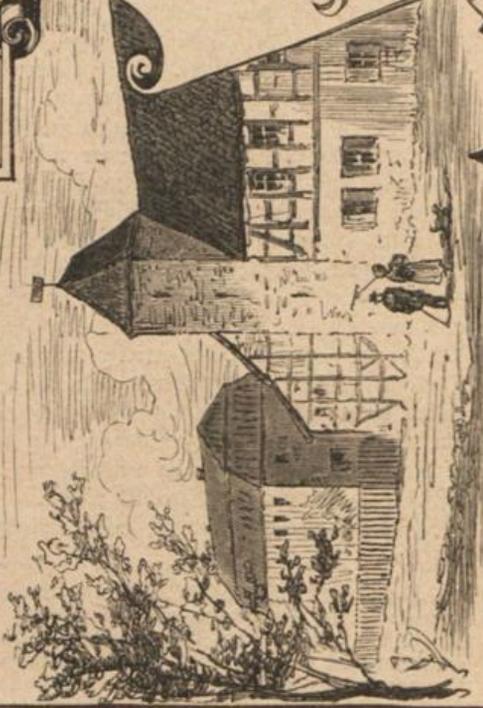
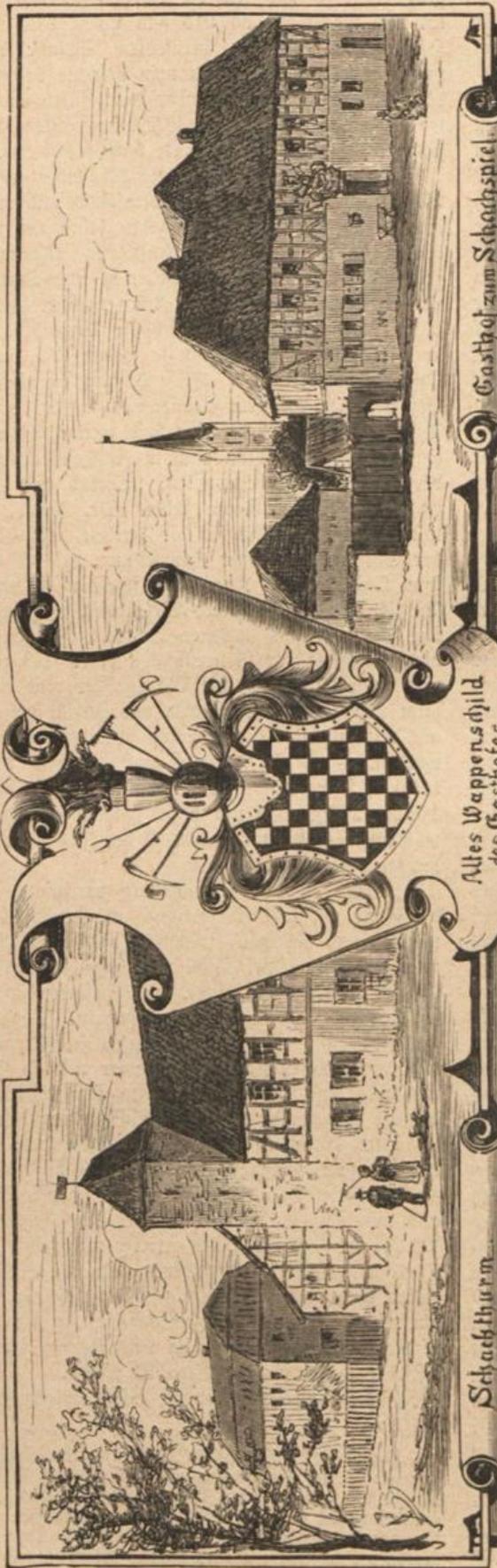
„An der Gemarkungsgrenze Neustadts war abermals die Bürgerwehr, die Turnerschaft Neustadts und mehrerer Nachbarorte u. aufgestellt. Die sechzehn Jahre tief verborgene hambacher Fahne wurde vom kräftigsten Manne getragen, und zahlreiche Fahnen von Liederkränzen und Turnern reichten sich um dieselbe. Nachdem der Bürgermeister hier nochmals die Gäste begrüßt hatte, setzte sich der lange Zug nach der Stadt in Bewegung, umgeben von tausenden, die zur Volksversammlung gekommen waren. Diese Volksversammlung fand auf dem weiten Plaze vor dem Bahnhofe statt, wo eine sehr geräumige Tribüne für die Gäste, eine noch weit größere für die Frauen errichtet war, die denn auch in dichtgeschaarten schönen Reihen der Versammlung bewohnten, während eine ungeheure Volksmasse den weiten Raum füllte. Dr. Hepp, der ringsgeehrte und gefeierte Kämpfer für die Freiheit, eröffnete hier die Reihe der Sprecher mit einer Hinweisung auf die Gäste, ihr Tun, ihre Aufgabe u. Nach ihm sprachen Blum, Zimmermann, Dießsch, Vogt, Eisenstuck, Wesendonk, Günther, v. Trübschler, Dr. Schilling und mehrere andere. Die Lage Deutschlands, die Darlegung der Notwendigkeit eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Frankreich, die Vorzüge der republikanischen Staatsform und dergleichen bildeten den Inhalt der Reden, die fast alle mit jubelnder Zustimmung unterbrochen und aufgenommen wurden. — Obgleich die Sonne wüthhaft versengend herabbrannte, so verminderten sich die Massen in dem Zeitraum von 10 bis 2 Uhr nicht nur nicht, sondern es zogen vielmehr fortwährend neue zu, und besonders der Zug von Mannheim brachte hunderte neuer Teilnehmer.

„Nach der Volksversammlung vereinigte ein Mittagessen die Gäste mit so viel Pälzern, als der Raum zu fassen vermochte, und abermals wechselte das ernste Wort mit Scherz und Heiterkeit. Bei Tafel war besonders Professor Vogt aus Gießen der Unwiderstehliche. Wie Heinrich der Zweihundsechzigste seit dreißig Jahren auf dem Prinzip, so ritt Vogt auf den deutschen und besonders heidelberger Hofräten herum, und zwar mit einer solchen Fülle von Humor und so meisterhaften Variationen, daß er sich das größte Verdienst um eine die Verdauung befördernde Zwerchfellerschütterung erwarb.

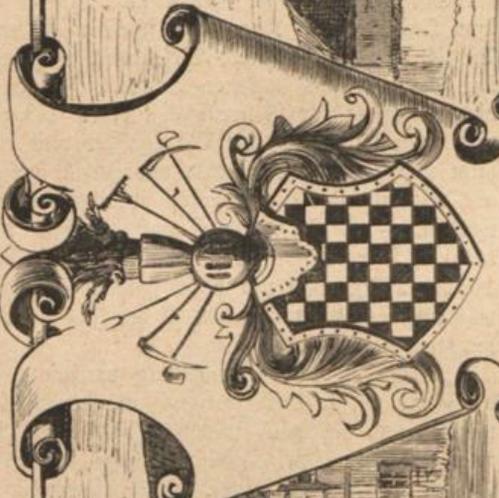
„Am 4 Uhr endlich ging die Reise fort; die Pflicht gebot es, wie gern die Reisenden auch noch in dem lieben Neustadt geweilt hätten. Die Straßen waren jetzt überfüllt mit Menschen und nur mühsam konnte sich der Zug hindurchwinden, alles drängte sich um die Volksvertreter und suchte ein Wort, einen Druck der Hand zu erhaschen; auch wurde ihnen im Vorbeiziehen noch eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Adresse überreicht, welche ihre Zustimmung zu den Grundsätzen der Linken ausdrückt, gegen jede Schmälerung der Volksrechte protestirt und sich für die Republik erklärt.

„Eine zahlreiche berittene, mit Schärpen geschmückte Ehren-

*) Im Hans Blum'schen „Zeit- und Charakterbild“ findet sich hier folgende Note: Ein Augenzeuge, Herr Adolf Bloch in Edenkoben, schreibt mir am 4. März 1878 hierüber: „Doch ging dieser Marsch etwas langsam vonstatten, da zur Entgegennahme verschiedener Steschoppen, welche von Bürgern der dazwischenliegenden Orte den Abgeordneten kredenzirt wurden, manche Viertelstunde verwendet werden mußte. Zwischen Edenkoben und Maikammer stolperte Professor Vogt über einen Stein und verlor beinahe das Gleichgewicht. Robert Blum, welcher vor ihm herging, drehte sich um und sagte lachend: ‚Die Linke nehme sich in Acht, daß sie sich nicht überstürze!‘ Allgemeines Gelächter, in das selbst Trübschler, der einen furchtbaren Katzenjammer hatte, einstimmt.“



Schachthurm



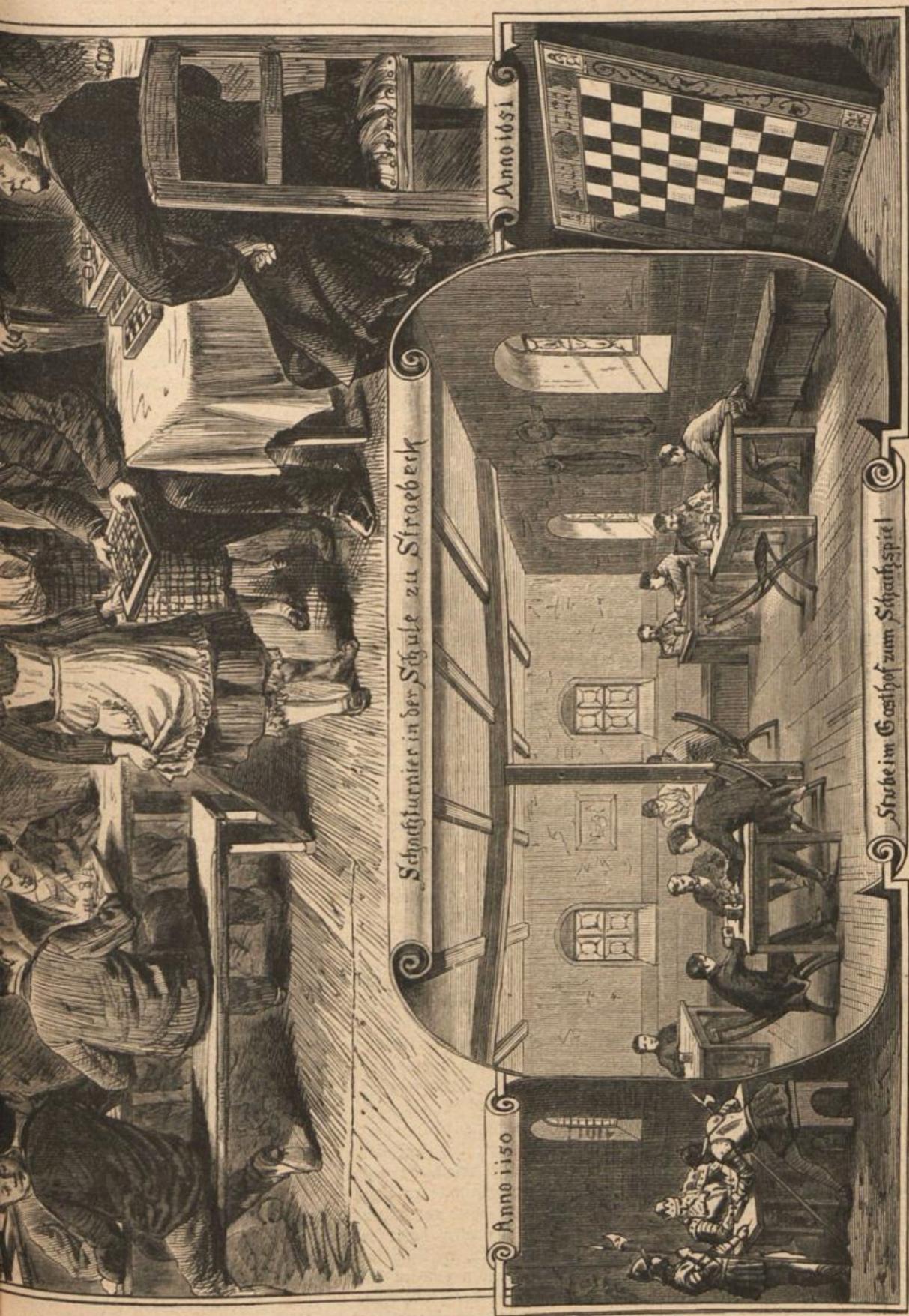
Alles Wappenschild
des Gasthofes



Gasthof zum Schachspiel



Stundenplan



Ansichten aus Ströbeck, der Pflegestätte des Schachspiels. (Seite 491.)

wache geleitete die Reisenden auf dem Zug nach Dürkheim. Zweimal wurde derselbe unterbrochen, in Mosbach, wo Ortsbehörden und Bürgerwehr sich aufgestellt hatten und die Reisenden mit einem Ehrentrunke begrüßten, und in Deidesheim, wo ein gleiches geschah. An beiden Orten waren wieder wahrhaftige Massen Volkes versammelt, es wurden mehrere Reden gewechselt und besonders rief man Blum stürmisch auf den Tisch, der als Rednertribüne diente. Der Menschen Herzlichkeit und Freundlichkeit und der unvergleichlich kostbare Wein fesselten die Reisenden ziemlich lange, und so geschah es, daß sie erst spät, aber in der heitersten Stimmung nach Dürkheim kamen, wo sie der Bürgermeister und der Obrist der Bürgerwehr ebenso herzlich, als das dichtgeschaarte Volk jubelnd begrüßten. Ein Abendessen in den 'Bier Jahreszeiten' machte dem Tage ein Ende; hunderte von Zuhörern drängten sich im Saale selbst und auf den Galerien, denen der Raum die Teilnahme nicht mehr gestattete. Auch hier wehte dieselbe freie, schwunghafte, kräftige Gesinnung, welche die Pfälzer so ehrenvoll auszeichnet und die sich auf der ganzen Reise so vielfach ausgesprochen hatte. Hier erstattete Bogt einen prophetischen Bericht über die Reise, wie ihn die (reaktionäre) 'Deutsche Zeitung' wahrscheinlich erstatten wird, der eine wirklich erschütternde Wirkung hervorbrachte.

„Der Vormittag des Dienstag war einem Besuche der

Limburg, den herrlichen Ruinen einer Kirche und eines Klosters, gewidmet. Dort hatte sich eine große Volksmenge aus Dürkheim und der Umgegend gesammelt, Freudenschüsse und eine Parade der Bürgerwehr empfing die Gäste, und das weite Schiff der Kirche, am Boden jetzt mit grünem Rasenteppich geschmückt, gedeckt nur von der azurblauen Himmelswölbung, diente zum Sammelplatze für das Volk; von einer gefallenen Säule der alten Kirche und der alten Sitzung wurde das neue Evangelium des Lichts und der Freiheit verkündet. Hier wie schon früher hörte man mit besonderer Teilnahme den jugendlichen Giska (den spätern Trinkgelder-Minister), welcher mit lebendiger Einbildungskraft die Berge, den Himmel, schöne Mädchen, Wein und Freiheit zu einem glänzenden Bilde zu verweben wußte. Geleitet von der Bürgerwehr und dem versammelten Volke zogen die Gäste nach mehrstündigem Aufenthalt wieder bergabwärts und fuhrten nach eingenommenem Mittagessen in den 'Bier Jahreszeiten' unter herzlichem, tausendstimmigen Lebewohl von den schönen Bergen ab und dem Rheine zu.“

Wie rasch die Sonne, welche dieser Pfingstfahrt geleuchtet, unterging in Nacht und Schrecken, wissen wir alle. Robert Blum, der gefeierte Führer, besiegelte den schönen Bahn jener Freiheitschwärmerei fünf Monate darauf mit dem Tode durch Pulver und Blei. Lb.

Napoleon und sein Stern.

Von Wilhelm Blos.

Als Cäsar im Kriege gegen Pompejus von Brundisium nach Pharsalus überfuhr, ward er auf offenem Meer von einem heftigen Sturm überfallen. Der Führer der kleinen Barke, die den gewaltigsten Römer trug, ward von Furcht ergriffen. Cäsar aber, um ihn zu ermutigen, sprach zu ihm: „Du führst den Cäsar und sein Glück!“ Der Führer faßte Mut und sie gelangten glücklich zum Ziel.

Wie Cäsar, so glaubte auch Napoleon an sein Glück, das seine Anhänger als seinen „Stern“ zu bezeichnen pflegten. Napoleon selbst hatte sich an diesen Stern, der bei Leipzig und Waterloo blutig unterging, so sehr gewöhnt, daß er noch auf St. Helena erwartete, derselbe werde wieder strahlend aufgehen. Der Sieger in so vielen Schlachten hatte sich zuletzt in eine solche abergläubische Verehrung gegen die Größe seiner eigenen historischen „Mission“ hineingearbeitet, daß er, wenn ein Komet sichtbar wurde, diese Erscheinung des Sternhimmels auf seine Person bezog. Damit verband er allerdings noch den durchaus praktischen Zweck, seine Person in den Augen seiner Anhänger größer, seine Eigenschaften wunderbarer erscheinen zu lassen. Dies gelang ihm sehr gut. Als dem Marschall Lannes bei Aspern die Beine zerschmettert wurden und die Ärzte ihn aufgaben, ließ er Napoleon rufen, als ob er glaubte, daß dieser ihm helfen könne.

Die ganze Laufbahn Napoleons beweist, daß sein Glück und sein „Stern“ ihm außerordentlichen Vorschub geleistet, daß aber nicht minder die allgemeinen Verhältnisse sich so gestaltet haben, um ihm den großen Aufschwung vom Artillerielieutenant zum Kaiser der Franzosen zu ermöglichen. Sein Glück bestand eben darin, daß er immer auf dem Platze erscheinen konnte, wenn die Verhältnisse den richtigen Moment für sein Eingreifen geschaffen hatten.

Napoleon Bonaparte steht an der Spitze jener langen Reihe von genialen und talentvollen Menschen*), welche die große fran-

zösische Revolution einem scheinlosen Dasein entriß und zu den Höhen der Gesellschaft mit ihrem mächtigen Schwung emportrug.

Was aus Napoleon geworden wäre, wenn seine Lebensdauer nicht in die Zeit der größten Umwälzung der ganzen neueren Geschichte gefallen wäre, darüber zu streiten wäre müßig; doch darf man als zweifellos annehmen, daß seine Laufbahn eine bei weitem nicht so außerordentliche gewesen wäre in ruhigen Zeiten. Im langweiligen und ertötenden Warten auf das reglementsmäßige Emporstiegen im Dienst und in der Debe des Garnisonlebens wäre dieses mächtige Genie möglicherweise ganz erstickt worden; im Donner der Schlachten und in den Erschütterungen einer umfassenden Staats- und Gesellschaftsumwälzung mußte die militärische und staatsmännliche Beaulagung eines Bonaparte bald glänzend hervortreten. Ohne die große Revolution wäre er möglicherweise als Artilleriehauptmann gestorben; die revolutionären Ereignisse aber bereiteten ihm den Weg zum Thron eines Kaisers der Franzosen. Vielleicht die außerordentlichste Laufbahn der ganzen Weltgeschichte.

In den ersten drei Jahren jener großen Bewegung sah sich Napoleon in untergeordnete Stellungen gebannt, erfüllt von ehrgeizigen Träumen und glühender Sehnsucht nach Ruhm und Macht. Während Mirabeau, Barnave, Lafayette, Petion, Danton, Robespierre schon berühmte Namen waren, trieb sich der künstliche Beherrscher Frankreichs in den kleinen Partekämpfen seiner Heimat Korsika umher. Die rein bürgerliche, konstitutionell-demokratische Bewegung, die in der Verfassung von 1791 gipfelte, schien zu ruhigen und gesicherten Zuständen führen zu wollen. Die Revolution hatte die mittelalterlichen Fesseln abgestreift, die Vorrechte des Feudalismus zerbrochen, der emporstrebenden Bourgeoisie freie Bahn geschaffen und das Königtum mit demokratischen Institutionen umgeben. Die Verfassung von 1791 sollte die Dauer des neuen Zustandes garantiren.

Die feudalen Vorrechte waren verhältnismäßig leicht beseitigt worden, weil sich in der That die ganze französische Nation gegen dieselben erhoben hatte. Eine solche Umwälzung, wie die Abschaffung der Feudalrechte in der Nacht des 4. August 1789, konnte nur durch eine nationale Begeisterung hervorgerufen werden. Der konstitutionelle Gedanke war zur nationalen Bewegung geworden; mit der Verfassung von 1791 blieb diese Bewegung stehen, weil die Mehrheit des Volkes nicht weiter dachte. Der Begriff „dritter Stand“ umfaßte damals, wenigstens äußerlich

*) Es ist merkwürdig, wie viel berühmte und große Namen das Jahr 1769, das Geburtsjahr Napoleons, aufzuweisen hat. In diesem Jahre wurden geboren Saint-Just, Rey, Lannes, Wellington, Ernst Moritz Arndt, Alexander von Humboldt, Cuvier, Castlereagh und andere berühmt gewordene Männer, ein Umstand, der für die Napoleonische Legende genau so ausgebeutet worden ist, wie die (unverbürgte) Ueberlieferung, Napoleon sei von seiner Mutter auf einem Teppich geboren worden, auf dem eine Darstellung der trojanischen Kämpfe eingewebt gewesen.

und der Form nach, alles außer Adel und Priester; die Begriffe „Bürger“ und „Arbeiter“ oder „Proletarier“ waren noch nicht in dem modernen Sinne von einander geschieden; sie gingen nebeneinander her in dem gemeinschaftlichen Interesse, das Joch des Feudalismus abzuschütteln.

An die Republik dachten damals sehr Wenige; vielleicht Petion, Camille Desmoulins, Frau Roland, die aus den Schriften der antiken Klassiker republikanische Gedanken gezogen hatten; allein selbst Robespierre erklärte sich noch 1791 für einen konstitutionellen Monarchisten. Man kann in dieser Erklärung nur ein tiefes Verständnis der Zeitverhältnisse erblicken.

Wenn aber auch die Verfassung von 1791 den Wünschen der Nation im allgemeinen und vorläufig genügte, so konnte die Bewegung oder besser gesagt die Revolution deshalb doch nicht zum Stillstand kommen. Die französischen Finanzen befanden sich in großer Verwirrung und die eben beginnende Hochflut der Assignaten, des revolutionären Papiergeldes, konnte daran nichts ändern. Dazu kam die permanente Not in der Hauptstadt, die Aufregungen unter dem Landvolke, die trotz der Verhinderung und Verteilung resp. Verschleuderung der feudalen Güterkomplexe an die Bauern da und dort zu Katastrophen führten, und endlich die Erregung und Unruhe der Massen überhaupt, die stets bei großen Umwälzungen unvermeidlich ist. Auf Antrag Robespierres durfte nach Schluß der Reichsstände, resp. der konstituierenden Versammlung kein Mitglied derselben in die nun folgende Legislative gewählt werden, und so kamen lauter neue Personen, neue Parteien und neue Kämpfe. Die Konstitutionellen, die in der ersten Versammlung die Linke gebildet hatten, saßen nun auf der Rechten, während die Linke von einer Anzahl junger und feurriger Republikaner besetzt wurde. Um diese Zeit hatte Lafayette schon die Volksgunst verloren; sie fiel Danton, Desmoulins, Petion und auch schon Robespierre zu.

Was aber am meisten beitrug, den Lauf der Revolution zu beschleunigen, waren die Komplote des Hofes mit dem Ausland und die Angriffe des Auslandes gegen Frankreich. Für die Komplote hatte man noch keine juristischen Beweise; allein die Verbindung der europäischen Mächte gegen Frankreich war den aufgeregten Massen Beweis genug. Und das mit Recht.

Der Angriff der Mächte Europas war es, der Frankreich eine ruhige Entwicklung unmöglich machte und der die Parteien antrieb, zu den äußersten Mitteln zu greifen, um den Angriff Europas abzuschlagen und die Anhänger des gestürzten Regimes im Innern niederzuhalten.

Als die Heere der Mächte gegen die Grenzen Frankreichs rückten, geriet dieses in die größte Erregung, in der man jemals ein Volk gesehen hatte. Es war eine Reihenfolge von furchtbaren Krämpfen und blutigen Zuckungen, in denen sich Frankreich wand, das auf der einen Seite seine kaum erwungene bürgerliche Freiheit, auf der anderen Seite seine Bevölkerung mit der im braunschweiger Manifest angekündigten „exemplarischen Bestrafung“, d. h. barbarischen Verwüstung des Landes, bedroht sah. Unter diesen Umständen war es ganz selbstverständlich, daß die Partei die Oberhand erhielt, welche in ihrem Handeln am entschiedensten, in ihren Mitteln am rücksichtslosesten war.

Bald rangen die Gironde*) und die Bergpartei um die Macht, nachdem sie noch am zehnten August 1792 gemeinsam zum Sturm gegen die Tuilerien gezogen waren. Die Girondisten saßen im Konvent, in der nach der Suspension des Königs neu gewählten Nationalversammlung, auf der Rechten und in der Ebene; die Bergpartei hatte die Linke besetzt. So hatten sich im Konvent die Parteiverhältnisse wiederum total verschoben,

*) Die Girondisten (Girondins) hatten ihren Namen vom Departement der Gironde, aus dem ihre besten Redner stammten. Sie waren im Prinzip Republikaner, wollten aber die konstitutionelle Monarchie noch aufrecht erhalten, als dies nicht mehr möglich war. — Die Bergpartei (Montagne, Montagnards) hatte ihren Namen davon, daß ihre Mitglieder auf den erhöhten hintersten und äußersten Sitzen in den parlamentarischen Versammlungen saßen.

denn in der gesetzgebenden Versammlung saßen die Girondisten noch auf der Linken. Die Girondisten stützten sich hauptsächlich auf die Departements des Südens und auf die begüterten Klassen; die Bergpartei stützte sich hauptsächlich auf die Volksmassen von Paris und auf den mächtigen Jakobinerklub, der mit seinen Filialen das ganze Land bedeckte. Später schuf man dazu noch die revolutionären Ausschüsse, eine Organisation, von der Viktor Hugo sagt: „Der Kopf dieses Ungeheuers, welches Frankreich mit einundzwanzigtausend Armen festhielt, war der Sicherheitsausschuß des Konvents.“

Keine der beiden um die Herrschaft ringenden Parteien hatte die Majorität im Lande. Noch im Sommer 1793 befanden sich sechzig Departements im Aufstand gegen den Konvent. Aber wer Paris hatte, hatte Frankreich, und die Bergpartei hatte Paris, weil sie über die stürmischen Massen der Vorstädte verfügte. Und so triumphierte die Bergpartei über die Gironde durch ihre rücksichtslose Energie.

Aber die Sieger waren in einer verzweifelten Lage. Sie waren von ganz Europa angegriffen; ihre Machtmittel waren nicht genügend organisiert und sie hatten im Innern noch mit der empörend royalistisch gesinnten Vendee, mit dem aufständischen Lyon, mit dem girondistischen Marseille und mit dem von den Engländern besetzten Toulon zu kämpfen.

Gegen Europa organisierten sie vierzehn republikanische Heere, gegen die inneren Gegner organisierten sie das Schreckensregiment, das System des Terrorismus.

Es gelang durch diese Mittel, die Angriffe des vereinigten Europa abzuschlagen und die Gegner im Innern niederzuwerfen. Aber um welchen Preis! Denn der Terrorismus der Jakobiner ist es hauptsächlich gewesen, welcher Frankreich für die Militärdiktatur Napoleons vorbereitet hat.

Die Männer der Bergpartei resp. die Jakobiner wußten sehr wohl, daß sie sich in Frankreich in der Minorität befanden. Als im September 1792 der große Staatsstreich der Republikaner in Szene gesetzt wurde, hatte Danton es offen ausgesprochen, daß man sich nur retten könne, in dem man den Royalisten Furcht einjage. Die Bergpartei hatte kein anderes Mittel, um in dem gigantischen Kampfe, den sie 1793 unternahm, siegreich zu bleiben, als den Terrorismus. Aber daß es kein anderes Mittel gab, das war eben das Unglück Frankreichs, und überlieferte es dem Despotismus und dem ungeheuren Ehrgeize Napoleons.

Demokratische Historiker haben den Versuch gemacht, den Terrorismus in mildem Lichte darzustellen und seine Wirkungen als von den Gegenparteien übertrieben zu bezeichnen. Sicherlich ist bis ins Ungeheuerliche übertrieben worden. Allein jene Beschönigungsversuche müssen immer mißlingen, weil der Terrorismus doch sicherlich nicht aus Humanitätsgründen eingeführt worden ist und human gewaltet hat.

Der Terrorismus wurde anfangs mäßig zur Anwendung gebracht; man war sparsam mit den Todesurteilen. Aber bald führte das System zu seinen notwendigen schlimmen Konsequenzen. Wenn ein berühmtes Haupt auf dem Schaffot fiel, so erweckte das der Regierung tausende von neuen Feinden, die weniger bekannten Häupter erweckten ihr deren hunderte und ganz unbekannte Opfer setzten zum mindesten ihre Angehörigen und Verwandten in Haß und Wut gegen die Leiter der Republik. So vermehrte das Schreckenssystem mit jedem abgeschlagenen Haupte die Zahl der Gegner der Regierung, die doch bestrebt war, ihre Gegner zu bezimern und auszurotten. Wer einmal diese furchtbare Bahn betritt, entgeht nicht dem Abgrund, nach dem sie führt.

Wenn man behauptet, die Wirkungen des Schreckensregiments seien nicht so schlimm gewesen, als sie gewöhnlich gemacht wurden, so weist man gewöhnlich darauf hin, daß die Zahl der vom pariser Revolutionstribunal Verurteilten „nur“ 1862 Köpfe betragen habe. Wir können zwar nicht finden, daß diese Zahl eine sehr geringe ist, allein nach neueren und genaueren Angaben sind vor dem pariser Revolutionstribunal 5215 Angeklagte erschienen, von denen etwa 2300 freigesprochen wurden. Bis

zum Sturz Robespierres hat das Tribunal 2728 Verurteilte auf's Schaffot geschickt. Man vergißt gewöhnlich hinzuzufügen, daß das Schreckensregiment in den Departements häufig mit weit mehr Grausamkeit durchgeführt wurde, als am Sitz der Regierung. Es bestanden Revolutionstribunale in Nantes, in Brest, in Orange, in Lyon, in Bordeaux, in Straßburg, in Arras und anderwärts, ganz abgesehen von den wandernden Tribunalen, welche den Schrecken im Umherziehen verbreiteten. Dabei wurde oft mit ausgesuchter Grausamkeit verfahren, wie bei der furchterlichen Zerstörung von Lyon, wo Collot d'Herbois Massenhinrichtungen mit Kartätschen vornehmen ließ, in Arras, wo Joseph Lebon den auf dem Schaffot befindlichen Verurteilten erst die Berichte von den Siegen der republikanischen Heere vorzulesen befahl, und in Nantes, wo Carrier die berühmtesten „republikanischen Tausen und Hochzeiten“ arrangirte*).

Mit dem zunehmenden Uebergewicht Robespierres erreichte das Schreckenssystem seine Höhe. Nicht etwa weil Robespierre persönlich stärkere Neigungen zur Grausamkeit besaß als andere, sondern weil sich unter den Machthabern der Republik eine gewisse Konkurrenz entwickelt hatte. In dieser allgemeinen Fieberhize, in diesem „wild empörten Meer Paris“ suchten die Machthaber sich durch Strenge und Unbeugbarkeit gegen die Feinde Einfluß zu verschaffen und gefürchtet zu machen; jeder suchte den andern darin zu überbieten. Die Einsätze bei diesem unseligen Konkurrenzspiel waren die Köpfe der Verurteilten. Unter diesen Umständen ward das Morden zur sinnlosen Wut. Das Schaffot verschlang ohne Wahl alles, Danton, weil er zu gemäßigt, Hébert, weil er zu wenig gemäßigt war. Damals schickte man die 33 Einwohner von Verdun auf's Schaffot, weil sie 1792 den Preußen einen feierlichem Empfang bereitet hatten. Zwei junge Mädchen darunter wurden ausnahmsweise nicht hingerichtet, sondern nur zu 20jähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Reizende Frauenköpfe fielen in Menge; am meisten betrauert wurde die so schöne und so unglückliche Lucile Desmoulins, die Gattin des berühmten Journalisten. Im Prozesse der Cécilie Renault, eines 18-jährigen jungen Mädchens, dessen halbverrücktes Benehmen man zu einem Attentat gegen Robespierre aufbaute, faßte man eine Menge Personen, darunter mehrere junge Frauen und Mädchen, als „Verschworene“ zusammen, obschon es klar war, daß diese Personen sich niemals gesehen und auch nie miteinander verkehrt hatten. Man schickte sie in roten Hemden auf's Schaffot. In dieser Zeit wurden an einem Tage manchmal 70—80 Personen hingerichtet, was man eine Journé, einen Schub (wie beim Bäcker) nannte. Auch die Sprache der Schreckenszeit weist auf eine große Roheit einzelner Machthaber hin**).

Robespierre war sich des Unheils, den diese Konkurrenz der Machthaber in Grausamkeit herbeiführte, ganz gut bewußt und hat dies in seiner letzten Rede am 8. Thermidor (26. Juli) 1794 auch angedeutet. Allein er hatte trotzdem, sagen wir die Schwäche besessen, diesen Konkurrenzkampf mitzumachen.

Der Terrorismus griff endlich in die Reihen der Machthaber selbst hinein; die Regierung spaltete sich, und da Robespierre ziemlich deutlich die Absicht an den Tag legte, die ihm unbequemen Regierungsmitglieder auf's Schaffot zu schicken, so kamen ihm diese zuvor und organisirten jene große Verschwörung, die am 9. Thermidor (27. Juli) 1794 zum Ausbruch kam. Robespierre, der kein Mann der Tat war, unterlag, als man

ihn nicht zum Wort kommen ließ, und ward mit seinem Anhang auf das Schaffot geschickt.

Während dieser furchtbaren Stürme war die wirtschaftliche Lage in Paris eine sehr drückende geworden, das Papiergeld konnte nur durch die blutigste Strenge auf einem geringen Kurs erhalten werden und sank später auf einhalb Prozent seines Nennwertes; Gold und Silber verschwanden vom Geldmarkte; die Hauptstadt konnte nur durch unbarmherzige Requisitionen mit Lebensmitteln versehen werden; die Landleute suchten ihre Waaren dem Markte zu entziehen, weil sie kein Papier dafür haben wollten, und wenn nicht Frankreich das Glück einer außerordentlich guten und reichen Ernte gehabt hätte, so wäre es wahrscheinlich, da Ackerbau, Handel und Verkehr an vielen Orten stockten, die Beute einer furchtbaren Hungersnot geworden. Dazu tobte der Krieg im Innern und an den Grenzen.

Diese Periode, die so viele Züge von antikem Heroismus und großartigem Charakter sowohl bei den Einzelnen wie bei den Massen aufweist, kann für die Zeitgenossen nur sehr unbehaglich gewesen sein. Mit Ausnahme der herrschenden Minorität sehnte sich alles nach ruhigeren und behaglicheren Verhältnissen, wie der große Umschlag nach der Katastrophe des 9. Thermidor beweist. Die große Masse kümmerte sich weniger um die Parteikämpfe im Konvent. Die Tätigkeit der Bergpartei ging zum größten Teil im Kampfe auf; die positiven gesetzgeberischen Leistungen des Konvents, so trefflich einzelne darunter waren, vermochten die Wünsche und Bedürfnisse des Landes nicht zu befriedigen. Der Rückschlag, der nach dem Sturze Robespierres eintrat, war daher nicht minder groß, als der Terrorismus vorher hoch gespannt gewesen war.

Wenn jetzt eine weise, milde und starke Regierung die Zügel in die Hand genommen hätte, so hätte bei alledem und trotz der reißenden Reaktion die demokratische Form des französischen Staats möglicherweise erhalten werden können. Allein auf das allzu drakonische Tugendregiment Robespierres und Saint Just's folgte die Regierung der Korrupten, oder, wie Napoleon sie nannte, der Versauten (pourris). Alles schlug ins Gegenteil um; die Herren der Republik suchten allen Glanz einer großen Regierung zu entfalten und waren doch nicht fähig, die allgemeine üble Situation etwas besser zu gestalten. Die Not erreichte um diese Zeit den höchsten Grad in Paris*) und führte zu blutigen Aufständen, so daß der Konvent die Vorstädte entwaffnen ließ. Man wurde im Lande der Konventregierung so überdrüssig, man sehnte sich so sehr nach einer festen und ordnenden Regierung; man haßte die noch im Konvent befindlichen Veranstalter der Schreckenszeit so sehr; man verfolgte so heftig die Terroristen im ganzen Lande und man sträubte sich so energisch gegen den geringsten Versuch, die Schreckenszeit wieder herzustellen, daß dem Konvent beim Herannahen des Endes seiner dreijährigen Legislaturperiode ernstlich bange ward. Der Konvent nahm daher in die neue Verfassung von 1795 die Bestimmung auf, daß zweidrittel seiner Mitglieder ohne Wahl in die neue Volksvertretung übergehen sollten; nur das eine Drittel sollte gewählt werden.

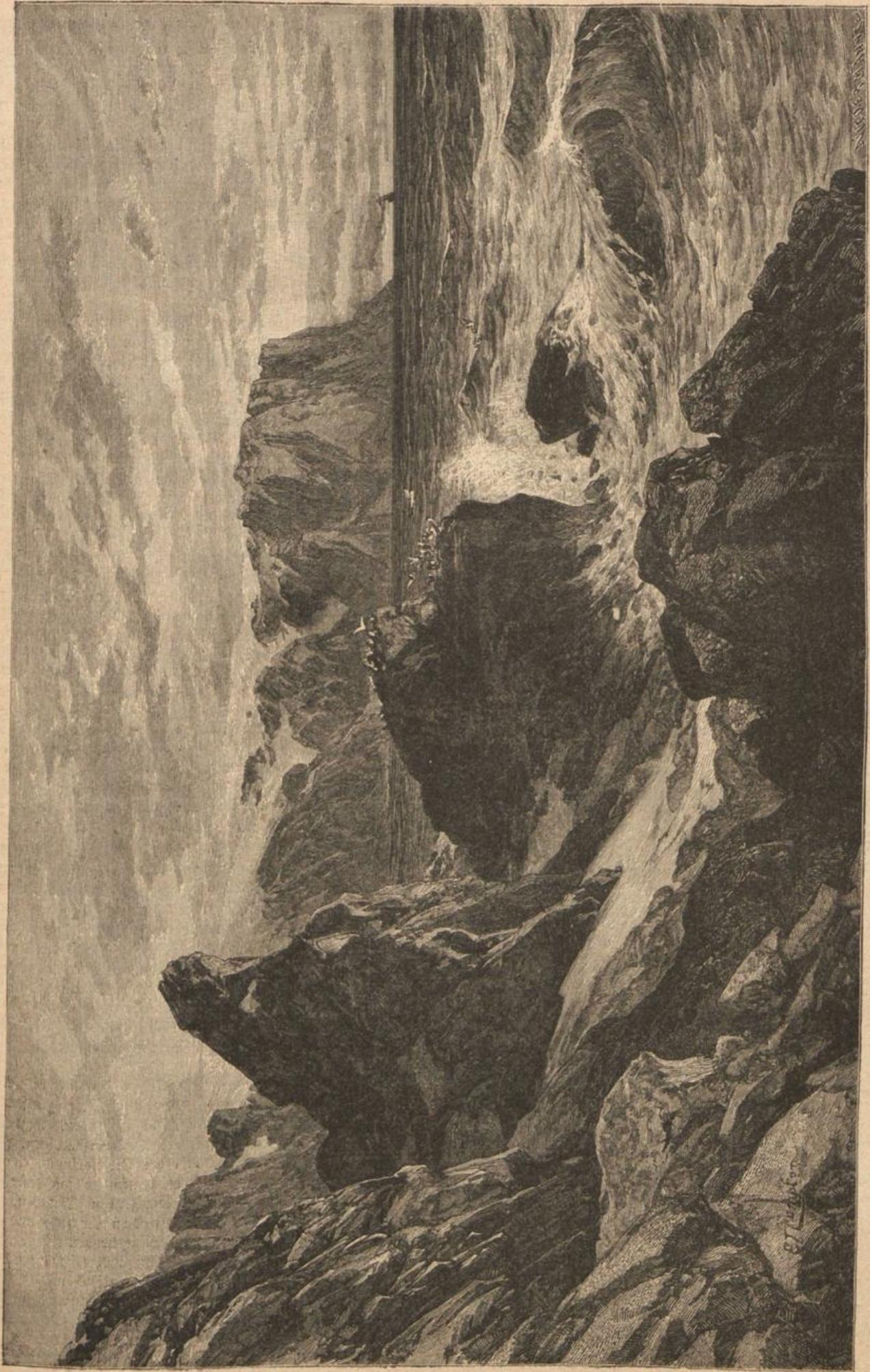
Mit diesem Bekenntnis seiner Schwäche, das zugleich ein diktatorisches Verfahren ohne Gleichen war, rief der Konvent einen royalistischen Aufstand in Paris hervor. Die Massen der Vorstädte rührten sich nicht, wohl aber die Bürger der wohlhabenden Quartiere, die Nationalgarde, die Herren Épiciers, welche die demokratische Regierungsform gern los sein wollten. Der Rückschlag war so groß geworden, daß in vielen Landes-teilen die Jakobiner mit fast noch mehr blutigen Greueln, als die Schreckenszeit aufweist, verfolgt wurden.

Und nun erschien zum erstenmal der Mann auf dem Platze, dem nach vier Jahren das von allen Stürmen zerrissene, ermüdete und abgestumpfte Paris nebst Frankreich zu Füßen liegen sollte. Napoleon Bonaparte hatte sein Genie zunächst bei der

*) Die „Tausen“ bestanden darin, daß man die Gefangenen in den unteren Raum eines Schiffes sperrte und nachher durch Anbohren das Schiff versenkte; die „Hochzeiten“ darin, daß man männliche und weibliche Gefangene paarweise nacht zusammenband und sie dann ins Wasser warf. Selbst Villaud-Varennes, der als der Protektor Carriers galt und dem auch seine Feinde zugestehen werden, daß er den Mut hatte, immer und unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen, erklärte beim Prozeß Carriers, daß er dessen Benehmen nicht gebilligt habe.

**) Badier bezeichnete das Hingerichtetwerden mit „in den Sad niehen“; Boulland bezeichnete die Guillotine als „Guckfenster“ oder „Nationalfenster“ und Jagot antwortete den Gefangenen, die um mehr Kleidung baten: „Ein Gefängnis ist ein Klotz von Steinen.“

*) Schon zur Zeit der Herrschaft Robespierres hatten die Arbeiter der Vorstädte gesagt: Wir sterben vor Hunger und ihr glaubt uns mit Hinrichtungen ernähren zu können.



Das Nordkap auf der norwegischen Insel Magerö. (Seite 492.)

Belagerung von Toulon offenbart; beim Sturze Robespierres war er als Jakobiner eine zeitlang eingekerkert worden. Sein Jakobinismus war eine Modefache und weiter nichts. Der Deputirte Barras erinnerte sich an den sähigen jungen Artillerieoffizier und bewirkte, daß man ihm die Verteidigung des Konvents übertrug. Napoleon machte die Tuilerien, wo der Konvent tagte, zu einer Festung, und als am 13. Vendemaire (5. Okt.) 1795 der Angriff der royalistischen Bürger erfolgte, wurden sie von seinen überlegenen Geschützen niedergeschmettert und in die Flucht getrieben. Er hatte, wie man sagt, auf die pariser Bevölkerung wie auf österreichische Bataillone geschossen.

Napoleons Stern ging jetzt auf. Nachdem durch das Blut und das Elend der Schreckenszeit das Land mit Wut und Haß, durch die Korruption der Regierung nach dem 9. Thermidor mit Verachtung erfüllt, der ewigen politischen Streitigkeiten und des Elends überdrüssig geworden und von Sehnsucht nach einer starken und ordnenden Hand befallen war, kam jetzt auch noch die Periode der auf Grund der Verfassung von 1795 eingesetzten Direktorialregierung. Diese trug womöglich noch mehr als die Schreckenszeit dazu bei, das Land mit Abneigung gegen republikanische Regierungen zu erfüllen.

Die Regierung des Direktoriums, die von vornherein die Majorität des Landes gegen sich hatte, war eine der schamlosesten, die es je gegeben. Der vortreffliche und ehrliche Carnot, der einst „den Sieg organisiert“ hatte und dessen Charakter in antiker Reinheit wohlthuend absteht von der Fäulnis und Korruption dieser Epoche, wurde auch in diese Regierung gewählt, konnte sich aber mit seinen Kollegen ganz natürlicher Weise nicht vertragen und wurde deshalb bei dem Staatsstreich am 18. Fructidor (9. September) 1797 aus der Regierung gestoßen. Unterschleif, Betrügereien und Elend waren auch unter dieser Regierung an der Tagesordnung und bezüglich des herrlichen Zustandes der Finanzen genügt es zu sagen, daß die Ausgaben für Paris in einem Monat mehr betragen, als die Staatseinnahmen im ganzen Jahr.

Diese Regierung lebte von den Brandschatzungen und Räubereien ihrer Generale in Deutschland, Italien und den Niederlanden. Die Generale hatten förmliche Instruktionen für die Ausplünderung der von ihnen durchzogenen Gegenden; sie mußten ihre Märsche, unbekümmert um strategische Rücksichten, hauptsächlich nach „fetten“ Gegenden nehmen. Und gerade das verdorbenste Mitglied dieser Regierung, der Schlemmer und Wüstling Barras, hob den Mann empor, der die Direktorialregierung stützen sollte. Josephine Beauharnais, geb. Tascher de la Pagerie, eine schöne Kreolin, war die Geliebte des Barras geworden, nachdem ihr Mann, der General Beauharnais, in der Schreckenszeit hingerichtet worden war. Barras, der Josephinen unterbringen wollte, bewog den sechs Jahre jüngeren Bonaparte, sie zu heiraten und verschaffte ihm dazu den Oberbefehl über das italienische Heer.

In dem glänzenden Feldzuge von 1796, in dem Bonaparte schon als selbständiger Staatsmann austrat — er zählte erst 26 Jahre — schuf er sich die Grundlage für seine ungeheure Popularität und seinen Einfluß. Er bezauberte die Armee, die er führte, durch sein Wesen, seine Siege und sein Glück. In Italien richtete er eine Reihe von kurzlebigen Republiken ein, die dazu dienen mußten, die unergründliche Kasse des Direktoriums zu füllen. Er geberdete sich als unentwegter Republikaner und die Worte: „Freiheit und Gleichheit!“ lehren ständig wieder in seinen damaligen Proklamationen.

Er hielt anscheinend tren zu dem Direktorium, dem er auch seine Hilfe zu dem gewaltthätigen Staatsstreich vom 18. Fructidor 1797, durch welchen das Direktorium die Opposition aus seiner Mitte und aus den beiden gesetzgebenden Körperschaften entfernte, anbot. Allein man ließ die militärische Beihilfe zu dem Staatsstreich lieber durch Augereau vollziehen. Denn wenn Napoleon auch fleißig erbrandschatzte Millionen und geraubte Gemälde und Statuen nach Paris sandte, so hatte sein selbständiges und gebieterisches Auftreten in Italien doch das Direktorium mit Furcht erfüllt. Man ahnte, daß er nach der

höchsten Gewalt trachtete. Als er im Glanze seines Ruhmes nach Paris zurückkam, suchte das Direktorium ihn durch glänzende Feste zu seinen Ehren zu entwaffnen. Allein er beteiligte sich wenig, blieb zurückgezogen und schweigsam und legte bei einem Bankett, das ihm das ehrenwerte Direktorium gab, Besorgnis vor Vergiftung an den Tag.

Er fand die Situation noch nicht reif, obgleich er zu seinen Vertrauten sich zuweilen äußerte, daß er nach der Gewalt strebe. Das Direktorium, um diesen gefährlichen, verschlossenen und mit weit unbekanntem, desto furchtbareren Plänen sich tragenden Menschen zu beschäftigen, übertrug ihm die Leitung der Expedition nach Egypten im Jahr 1798. Er nahm sie an, um sich, wenn möglich, ein Königreich im Orient zu schaffen, wo nicht, seinen Ruhm zu mehren und das Direktorium sich vollends abzuwickeln zu lassen.

Jener berühmte Feldzug in Egypten und Syrien, dessen materieller Nutzen im Vergleich zu den angewendeten Kräften und Mitteln lächerlich gering war, verbreitete einen märchenhaften Nimbus um den jungen Eroberer, dem sein Mißerfolg vor Akre keinen Abbruch tat. Mit dem orientalischen Königstraum war es vorbei, als seine Sturmkolonnen sich an den festen Wällen von Akre vergeblich die Stirn zerstoßen hatten. Er wartete von da ab nur noch den geeigneten Moment zur Rückkehr ab.

Seine Berechnung hatte ihn nicht getäuscht. Die elende Direktorialregierung geriet immer tiefer in Mißkredit und Mißachtung. Die öffentlichen Zustände Frankreichs blieben gänzlich verwahrlost. Der Staatsstreich des Direktoriums hatte alle Achtung vor der Verfassung erschüttert. Dazu kamen noch die Niederlagen, die Frankreich im Felde erlitt. Suwarow und der Erzherzog Karl schlugen im Feldzug von 1799 die französischen Heere und mit Mühe gelang es dem geschickten Mafsenä, einen feindlichen Einfall zu verhüten. Die öffentliche Meinung wandte sich mit erneuter Heftigkeit gegen das Direktorium, welches den sähigsten General nach Egypten gesandt hatte, wo die Engländer nach Vernichtung seiner Flotte die Küsten bewachten. Inzwischen eroberten die Oesterreicher ganz Italien wieder zurück. In ganz Frankreich verlangte man nach einer starken Hand, die diese unfähige und korrupte Direktorialregierung beseitigen könnte. Man befürchtete auch, diese Regierung möchte ein Aufleben des alten Regimes wieder ermöglichen und die Käufer der Nationalgüter bangten um ihr dem Feudalismus abgenommenes Eigentum.

In diesem Moment erschien plötzlich General Bonaparte, den wahrscheinlich seine Verwandten von der günstigen Situation unterrichtet hatten. Sein Glück ließ ihn den englischen Kreuzern entkommen. Er ließ sein siegreiches Heer in Egypten zurück, wofür ihn niemand zur Verantwortung zu ziehen wagte. Seine Reise von Jerusalem, wo er gelandet, bis nach Paris glich einem Triumphzug. Das Direktorium sah ihn mit Bittern kommen. Er blieb still und zurückgezogen, was seinen Nimbus nur vergrößerte. Daß er die Gewalt ergreifen würde, erschien so selbstverständlich, daß man von seinem bevorstehenden Staatsstreich überall sprach. So gewöhnte man sich von vornherein an diesen Gedanken.

Inzwischen hatte ein anderer Ehrgeiziger, der bekannte Abbé Sieyès, schon den Plan gefaßt, die Verfassung zu stürzen. Er war selbst Mitglied des Direktoriums geworden. Jetzt hielt er es für besser, sich mit Bonaparte zu verständigen. Sie zogen auch noch ein anderes Mitglied des Direktoriums, Roger Ducos, ins Komplott. Außerdem hatten sie fast alle bedeutenden Generale der in Paris anwesenden Truppen, mit Ausnahme von Bernadotte und Jourdan für sich, und eine große Anzahl der Mitglieder beider gesetzgebenden Körper, des Rats der Alten und des Rats der Fünfhundert, während die drei zu stürzenden Direktoren Barras, Moulin und Gohier nichts für sich hatten als die durchbrochene Verfassung, die Anhänger des Direktoriums in den Räten und den neubegründeten sich demokratisch nennenden Klub der Reibbahn.

Der Staatsstreich ging schon einige Wochen nach Bonapartes Rückkehr in Szene. Er begann damit, daß die Verschworenen

am 18. Brumaire (8. November) 1799 ein Dekret in den Räten durchzusetzen, welches die beiden Räte nach St. Cloud verlegte und Bonaparte zum Befehlshaber der bewaffneten Macht des Innern ernannte, natürlich zum „Schutze“ der Volksvertretung. Darauf dankten Sieyès und Roger Ducos als Direktoren ab; Barras, der den Staatsstreich kommen sah, dankte aus Furcht ab. Gohier, ein schwaches Gemüt, folgte ihm nach, und das fünfte und letzte Mitglied des Direktoriums, Moulins, ward „zu seinem Schutz“ in Haft genommen.

So leicht zerfiel diese elende Regierung. Nun waren noch die Räte zu überwinden, eine leichte Sache, da Bonaparte alle Truppen für sich hatte. Am 9. November traten die Räte in St. Cloud zusammen. Bonaparte erschien zuerst vor dem Rat der Alten und errang, militärisch-brutal auftretend, dessen Zustimmung. Im Rat der Fünfhundert aber fand er Widerstand. Man beschwor die Verfassung und beschloß permanent zu bleiben. Als Bonaparte eintrat, erhob sich wildes Geschrei; der General flüchtete aus dem Saal. Sein mitverschworener Bruder Lucian, der Präsident der Fünfhundert, erzählte hierauf den mitgekommenen Soldaten, es seien Dolche auf den General gezielt worden. Diese Lüge erbitterte die Soldaten und Bonaparte ließ durch eine Kompagnie Grenadiere die Versammlung auseinander sprengen.

So fiel die Gewalt, ohne das geringste Blutvergießen, in die Hände dieses glücklichen Soldaten, der Frankreich mit eiserner Faust festhielt. Dieser Despot, sagt ein Historiker, sollte Frankreich in ein Regiment verwandeln und in der bisher durch eine so große moralische Aufregung bewegten Welt nichts hören lassen, als die Tritte seines Heeres und die Stimme seines Befehls.

Sieyès und Roger Ducos wurden um ihren Anteil an der Gewalt geprellt und der ehrgeizige Korze behielt als Konsul den Namen der Republik noch vier Jahre bei, um sich dann einen erblichen Kaisertron zu errichten.

Aus den angeführten Tatsachen geht unzweifelhaft hervor, daß jene große Umwälzung über das ihren Anlagen und den in ihr stekenden Fähigkeiten entsprechende Ziel hinauschoß, als sie die Verfassung von 1791 überschritt. Die Demokratie des Berges rettete Frankreich vor der europäischen Koalition, aber indem sie sich auf die geschilderte Art mit dem Schwerte Bahn brach, ebnete sie den Boden für die Militärdiktatur. Sie empfing die furchtbare Lehre, daß man auf die Dauer einer Nation kein politisches System aufzwingen kann, mit dem die Mehrheit der Nation nicht einverstanden ist. Gegen die Abneigung der Mehrheit einer Nation kann ein politisches System auch nicht mit den furchtbarsten Zwangsmitteln erhalten werden. Das zeigt eben die Geschichte der Schreckenszeit. Der gewissenhafte Geschichtsschreiber hat kein Interesse, sie zu beschönigen, und die Art, wie das französische Bürgertum den Feudalismus niederwarf, die Wehen, unter denen die bürgerliche Gesellschaft ins Leben trat, sind um so mehr dem Charakter jener Zeit entsprechend, als dem Ausbruch der großen Umwälzung eine jahrhundertlange Mißregierung seitens der bourbonischen Autokraten vorherging.

Der Geschichtsschreiber, welcher jene Wahrheiten verschweigt oder verschleiert, leistet damit der Demokratie einen schlechten Dienst, indem er ihr die aus einer gewissenhaften Darstellung jener Umwälzung sich ergebenden Lehren und Erfahrungen vorenthält.

Im Fegefeuer.

Humoristische Erzählung von B. Rudolf.

(Schluß.)

Mein einziger Wunsch war: wenn die da unten nur bald abzögen, denn man denke sich meine Situation bei der vielleicht ziemlich rasch erfolgenden Rückkehr der Kinder, die wahrscheinlich der alte Franz oder, was mir noch peinlicher werden mußte, die hübsche Berta begleitete! Dann mußte ich doch schließlich die hübsche Berta begleiten! — o es wohl oder übel aus meinem Blätterversteck hinter, — o es war doch eine ganz verzweifelte Geschichte, in die ich da hineingekommen war, so ungeheuer fatal für mich und nicht minder lächerlich für andere.

Und dann das Mädchen da unten mit der bekannten Stimme! Ich hatte ja eigentlich fast gar keine Mädchenbekanntschaften, — Ich mochte diese nur um alles in der Welt sein? Die Stimme klang mir so ungemein sympathisch, so herzlich lieb, — ich hätte mich in die Stimme allein schon verlieben können —

Knacks, knacks — heiliger Petrus, war das ein Schreck! Der eine von den beiden Nesten, auf denen ich möglichst vorsichtig hockte, hatte zu brechen begonnen, und wenn ich nicht diesmal wirklich geschickt und flink gewesen wäre, dann hätte ich sicherlich das Gleichgewicht verloren und wäre vom Baume hinuntergestürzt — der lustigen Gesellschaft zu Füßen.

Wer weiß, wie ich mich verletzt hätte, wie ich auf dem Erdboden angekommen wäre, mit zerschundenen Beinen und Armen, mit blutender Nase und zertraztem Gesicht, — ein Bild zum Erbarmen —

„Was war denn das?“ tönte die liebliche Mädchenstimme. „Hat niemand etwas gehört? Das klang gerade so, als ob jemand hier in den Büschen herumklicke.“

„Wahrscheinlich Räuber,“ antwortete eine lustige Männerstimme. „Zum Kampfe müssen wir uns bereiten.“

„Malt nur solchen Schrecken nicht an die Wand,“ ließ sich darauf ein anderes Mädchen vernehmen, „es gibt gewiß hier in dem Walde schlechtes Gesindel genug und ihr beiden jungen Leute mit uns drei Mädchen würdet im Kampfe mit ein paar räuberischen Wegelagerern wenig ausrichten — laßt uns lieber

gehen, — Rosa hat vollkommen recht, es bewegte sich etwas in ganz unheimlicher Weise hier in unserer Nähe.“

Rosa hieß sie, — auch dieser Name war mir bekannt, ohne daß ich finden konnte woher, — zum Nachdenken war meine Situation übrigens wirklich nicht geeignet, indessen atmete ich auf, — wenn sie nur gingen! Freilich hätte ich sehr gern jene Rosa ein einzigesmal erblickt —

Meine Hoffnung auf Aufhebung der Belagerung, von der die Belagerer keine Ahnung hatten, wurde jedoch sofort wieder zertrümmert.

„Oho!“ riefen die Herren einstimmig. „Das fehlte! — Flucht,“ setzte der eine hinzu, „seige Flucht vor jämmerlichem Raubgesindel, wir, die wir den Schläger zu schwingen wissen und den krummen Säbel, die wir uns auf allen Fechtboden der Welt sehen lassen können. Daraus wird nichts, Ihr Damen, wir sind Ihre Kavaliere und stehen mit unserm Leben dafür, daß Ihnen kein Haar gekrümmt wird, — hervor, Banditen, aus düstrem Versteck — stellt euch zur Schlacht, — diese Ziegenhainer werden Wunder an euch verrichten.“

„Bravo,“ lachte der andere, „ganz meine Meinung. „Uebri-gens braucht sich selbst das ängstlichste Mädchenherz in diesem Walde nicht weiter zu fürchten, — Räuber sind hier seit Jahrzehnten ausgestorben, höchstens entdeckt man einmal einen sogenannten ziemlich harmlosen Stromer, der unter irgend einem schattigen Busche einen mit Hilfe von Bettel Groschen wohl-erworbenen Kausch ausschläßt.“

„Ich denke, wir durchsuchen zur völligen Beruhigung unsrer Damen das Gehölz rings umher nach etwaigem menschlichen Inhalte,“ meinte der Patetische.

„Aber wir können doch nicht in alle Gebüsche hineinkriechen! Und auf die Bäume müßten wir auch noch hinauf, denn wer weiß, was da oben steckt —“ erwiderte der andere.

„Nun, wozu haben wir denn unsere Stöcke? Mit ihnen stechen wir in die Gebüsche und in das Laub der Bäume, —

da wird sich schon melden, was da Menschliches im Verborgenen schleicht."

Das war ein schöner Gedanke, mit dessen Ausführung der unglückselige Mensch auch sofort Ernst machte. Wenn er an meinen Baum kam, wurde ich entweder entdeckt oder mußte, um nicht entdeckt zu werden, lautlos Mißhandlungen erdulden.

Ich mußte also der Sicherheit halber höher hinauf auf den Baum, um noch schwerer zu entdecken und den vertrackten Ziegenhainern nicht erreichbar zu sein, die nunmehr kräftigst unter Lachen und Scherzen der übermüthigen Gesellschaft Büsche und Bäume bearbeiteten.

Es gelang mir mit vieler Mühe, Vorsicht und Angst, etwas höher zu klettern, hoch genug, um mich für sicher halten zu können, denn ich sah mich nach unten sowohl als rund um mich her von einer meinen Augen undurchdringlichen Blätterwand eingegegelt. Auch stand ich jetzt fester als vorher, so daß ich mich nicht mehr so krampfhaft anzuhalten brauchte. Darum ließ ich den starken Ast, welchen ich beim Emporklimmen ergriffen hatte, fahren und — wieder, wahrhaftig wieder, — nein, es war wirklich heut alles wie verheert, geschah etwas abscheulich fatales! Der Ast schnellte mit viel größerer Gewalt, als ich für möglich gehalten hätte, in die Höhe und berührte höchst unsanft den schwanen Zweig, an dessen oberster Spitze Ellas Hut balancirte. Dieser bedurfte keines heftigern Anstoßes, um einen Luftwechsel vorzunehmen, — er fiel — — ward in nicht kleinem Bogen hinabgeschleudert dahin, wo der Bach floß.

"Jetzt bewegte sich's wieder in den Büschen," rief die Glockenstimme Rosas, "und da, seht — da, das ist ja wunderbar, was fliegt denn da durch die Luft in den Bach, — ah, ein eleganter Hut, — wahrhaftig — seht nur!"

"Donnerwetter, hier geschehen ja Zeichen und Wunder," rief gleichfalls offenbar sehr erstaunt der eine der Herren, "das ist beim Zeus! ein Damenhut, der da vom Himmel herunter in den Bach gefegelt ist, — dieses äterische Produkt des Himmels müssen wir uns ein wenig näher betrachten."

"Aber, Herr Wendel, Sie werden doch nicht gestiefelt und gespornt in den Bach hineinsteigen?" rief die Glockenstimme.

"Patsch, da sind wir drin," entgegnete Herr Wendel. "Hier ist der Hut, Fräulein Rosa; der gehört, ich wette, einer Fee oder einem winzigen Engelsköpfchen; ein famoseres Produkt himmlischer Industrie."

"Aber so ein reizendes Hütchen ist doch kein Wurfgeschöß, Herr Wendel, und wie naß er ist, o er ist gewiß nun erst recht verdorben."

Man kann sich denken, daß ich in meiner lustigen Höhe gelinde anfang, Blut zu schwitzen. Ich kam mir vor, wie im Fegefeuer.

Indessen, es sollte intmer noch besser kommen!

"Ha," ertönte Herrn Wendels kräftiges Organ, "hier ist das Schlaraffenland, beim Zeus! es kann nicht anders sein, oder das Land ist in diesem gesegneten Erdwinkel so fruchtbar, daß die Bekleidungsgegenstände hier wild wachsen. Aesst mich kein böser Geist, so hat dort das Gras eine prächtige Stiefelblüte zutage gebracht."

"Aber Karl," rief nun wieder die andere Männerstimme, "Du bist ja mit beiden Beinen bis fast an die Knie ins Wasser getreten."

"Erkenne daran Gottes Hand, Ungläubiger," deklamirte Wendel. "Meine Hosen sind vom Juden und noch nicht bezahlt, entschuldigen Sie, meine Damen, dieses reumütige Geständnis! Jetzt sind sie gekauft, so gut als ich. — Diesen völlig ausgewachsenen Stiefel erenne ich mir zum Taufpaten, — und da schenkt mir Jupiter optimus et maximus — der größte und gütigste der Götter — auch noch einen brillanten Sonntagrock und — mir graut fast schon vor der Götter Reide! — auch noch einen neuen Hut. Hurrah, — Jud' leb wohl, du siehst mich niemals wieder, — fortan beziehe ich meine Kleider nur noch aus dem Olymp."

Der Gesellschaft unten bemächtigte sich jetzt eine Aufregung, die nach den Ausbrüchen der Verwunderung, welche zu mir

heraufstönt, nicht gar viel geringer sein konnte, als meine eigne. Alle riefen wir durcheinander und überboten sich in Scherzen oder Vermutungen, auf welche Weise wohl mein von Cato ver-schont geliebener Stiefel sammt meinem Hut und Rock, die ich, um besser klettern zu können, in aller Eile abgeworfen hatte, hierhergekommen sein könnte.

Endlich begann der grauöseste Einfall im Meinungsstreit obzusiegen.

Das zweite der jungen Mädchen hatte mit großer Zungen-geläufigkeit die Ansicht verteidigt, hier müsse sich jemand das Leben genommen haben. Rosa hatte das erst als eine doch nicht genügend begründete Annahme zurückgewiesen und die Herren standen ihr spottend und scherzend bei; allmählich aber ward auch sie ängstlicher, — — — "Unmöglich ist es nicht," sagte sie, "obwohl es ja ganz entsezlich wäre, — schauen Sie doch einmal nach, Herr Wendel, ob sich vielleicht etwas in den Taschen befindet, was auf den Besitzer schließen läßt, — o Gott, mir pocht das Herz so, — eine furchtbare Angst schnürt es mir zusammen, — bitte, bitte, suchen Sie, Herr Wendel."

"Heureka — ein einfaches braunledernes Visitenkartentäschchen, gehörig, na, gehörig einem mir gänzlich unbekanntem B. Rudolf, Kandidaten des höhern Lehramts."

"Kandidaten des höhern Lehramts," schrie da wie in heller Verzweiflung die süße Glockenstimme auf, "ja, er ist es, gerade er, — der braune Rock, der Hut, — o, es ist zu furchtbar, dieses Schicksal — —"

Und sie schluchzte laut.

Ich hatte mir eben gewaltsam ein Herz fassen und hinunterspringen wollen, um als Urheber all der Verwirrung den Knoten mit einem Hiebe zu durchhauen und die mitleidsvollen Damen zu beruhigen, als diese Worte an mein Ohr schlugen.

Sie ergriffen mich so, daß ich mich mit aller Kraft in den Zweigen festhalten mußte, um nicht jählings vom Baume zu stürzen.

Die reizende — jedenfalls reizende — Besitzerin der wunderbaren Stimme kannte auch mich und — die Gewißheit schlug mir hell und klar wie ein Blitzstrahl ins Herz: sie hatte mich lieb, lieb, mich, mich, — — — zum erstenmale im Leben glaubte ich ein Recht zu haben zu der Ueberzeugung, daß mich ein schönes, junges, liebenswürdiges Weib liebe, — es begann mir im Kopfe zu wirbeln, es war mir, als wenn der Baum mit mir Polka tanzte, — ich umklammerte nicht mehr, ich umarmte die Zweige, um keinen Preis hätte ich mich rühren können nach eigenem Willen und Beschließen — —

Um mein Entsetzen auf das höchste zu steigern, schlug jetzt auch noch Catos unverkennbares, nervenschütterndes Gebell an mein Ohr und Frixchens lustige Stimme rief:

"Hier muß er stecken, — Onkel, Onkel, wo bist du?"

Soviel wurde mir noch schredensvoll klar: nun half kein Verstecken mehr. Ich machte eine verzweifelte Anstrengung, abwärts zu steigen, aber meine Füße verloren den Halt und als ich jetzt wieder das Schluchzen vernahm, Rosas der Süßen Schluchzen um mich, den abscheulichen, nichtswürdigen Menschen, der es in jämmerlicher, kindischer Schüchternheit und Unbeholfenheit fertig gebracht hatte, auf dem Baume hocken zu bleiben, während sich ein so mitleidsvolles, zartes, herrliches Geschöpf um ihn schwer zutode ängstigte und grämte, — da verloren meine Hände auch den Halt, — ich fiel, wie Ellas Hut, aber schier und plump wie ein Mehlsack und krachte auf den Boden auf, daß es mir war, als wenn es weithin dröhne, ein heftiger Schmerz zuckte mir durch die Glieder und es wurde Nacht um mich — — — ich Unglücksmensch hatte mich jedenfalls in der schönsten Stunde meines Lebens aus eigenem grauenhaftem Ungeschick totgefallen!!

* * *

Doch nein! Ich schlief und hatte ein wunderbares Gesicht. Ein Engel schwebte über meinem Lager und säckelte mir Kühlung zu. Der Engel schaute mich an mit großen herrlichen Augen und neigte sich zu mir nieder, also daß ein süßer Odem mir Stirn und

Wangen sächelte, und ich sah in ein Antlitz, das mir bekannt und vertraut und doch auch wieder fremd schien, — ich rief mir die Augen, um dieses entzückend liebe Antlitz deutlicher noch sehen und erkennen zu können, und riß die Augen weit auf.

Nun schaute ich wirklich ein Antlitz, — deutlich und klar, aber — welche Enttäuschung! Das Antlitz zeigte einen Schnurrbart und es öffnete die Lippen und sagte mit Bestimmtheit:

„Still gelegen, alter Junge, nicht gerührt und nicht gemüht.“

Ich hatte mich, fast ängstlich suchend, umgesehen im Gemach. Wo war mein Engel? Er war nicht zu entdecken.

„Du, Heinrich?“ sagte ich dann so matten Tones, daß ich selbst darüber erstaunt war. „Blos du?“

„Na erlaube mal, Alter,“ antwortete Heinrich von Klinger. „Blos ich!? Das ist ja der pure Verrat an unserer unsterblichen Freund- und Brüderchaft. Wir sehen uns unter äußerst seltsamen Umständen nach jahrelanger Trennung wieder und der Freund begrüßt den um ihn sorgenden, ihn, den Blessirten, wie eine Mutter ihr Kind pflegenden Freund kühl bis ans Herz hinan mit den Worten: Blos du?“

Jetzt begann ich mich an das Jüngstgeschehene zu erinnern und es überkam mich das Gefühl einer tiefen Scham.

„Vergib mir, Heinz, du Guter und Lieber, — ich weiß nicht, was mir war, ich weiß auch nicht, wie ich hier zu Bett gekommen — — ich weiß nur, daß ich mich, seit ich deines Vaters gastliches Haus betreten, schmachvoll albern benommen habe, schlimmer als ein Kind —“

Heinrich lachte.

„So schlimm ist die Sache denn doch lange nicht, lieber Aerk. Brauchst dir darüber kein graues Haar wachsen zu lassen. Uebermorgen darfst du wieder aus dem Bett und in wenigen Tagen sitzt du, von deinem Fall aus den Wolken völlig hergestellt, in unserm Kreise unten im Park bei duftiger Erdbeer- oder Ananashowle und lachst mit uns über das Geschehene, denn komisch, urkomisch sag ich dir, ist vieles daran.“

Ich widersprach erregt. Ich müsse so rasch als nur möglich fort von hier, denn ich hätte mich vertrauensvoller Gastfreundschaft unwürdig erwiesen, wie ein Unzurechnungsfähiger. Aber Heinrich ließ sich darauf ebensowenig ein, als auf die Beantwortung meiner eindringlichen Fragen nach den Einzelheiten der Vorfälle nach meinem Sturze von dem Baume.

„Morgen,“ sagte er, „morgen, mein Junge. Heut mußt du schlafen, und sollst laut strenger ärztlicher Weisung möglichst wenig reden und garnicht dich aufregen. Wir dürfen wider dieses weise Gebot nicht länger sündigen. Also stillgeschwiegen, wünschst du —“

Was wollte ich tun? Ich konnte mich ohnehin kaum rühren, obgleich ich mir sonst nicht krank vorkam. Dabei war ich müde, sehr müde, — ich schloß die Augen und schlummerte wahrscheinlich sehr bald unter wirren Träumen ein.

Am nächsten Tage sah ich Heinrich wieder an meiner Lagerstätte. Er pflegte mich wirklich wie eine Mutter und wich nicht von mir, obgleich ich eigentlich gar nicht leidend war, abgesehen von den Schmerzen in allen Gliedern, die ich etwa so empfand, wie jemand, der mit einer Tracht fürchterlicher Stockprügel heimgesucht worden.

Aus dem Bette ließ er mich an diesem Tage noch nicht. Auch bekam ich niemandem außer ihm zu sehen, als ein paar-mal den alten Franz, der Essen und Bücher herzub brachte.

Am dritten Tage endlich gegen Mittag wurde mir gestattet, mich zu erheben. Heinrich half mir beim Ankleiden. Jetzt fühlte ich erst, wie ich mich zerschlagen hatte, — es war ein Wunder, daß alle Knochen im Leibe ganz geblieben waren. Den rechten Arm konnte ich noch fast garnicht gebrauchen und das rechte Bein auch. Ich kam nur mit einiger Mühe bis zum Sopha, vor dem auf kleinem Tischchen eine Flasche Rotwein mit zwei Gläsern stand.

„Komm, Alter, nun endlich trinken wir den Begrüßungsschoppen,“ sagte Heinrich vergnügt. „Der mehr langweiligen als schlimmen Tage deines Stubenarrestes letzter ist zur Hälfte vorüber. Morgen darfst du in den Garten; und, wenn du willst,

können wir heute schon ein wenig von deinen pecherfüllten jüngsten Erlebnissen plaudern.“

Ich wollte nun zuerst erzählen und mich entschuldigen oder vielmehr anklagen. Aber Heinrich ließ sich darauf nicht ein. Die Kinder hätten alles getreulich berichtet und aus ihren lustigen Mitteilungen wäre ihm und seinen Eltern auf der Stelle klar geworden, daß ich ganz unschuldig in das Pech hineingekommen sei.

„Nur in einer Beziehung, lieber Junge, hast du etwas auf dem Gewissen,“ sagte er schelmisch lächelnd und mit dem Finger drohend. „Daß du so ein Don Juan wärst, hättest du dir nie zugetraut. Aber du hast jedenfalls redliche Absichten!“

Ich wurde rot — das fühlte ich — bis über die Ohren.

„Ich weiß wirklich nicht, was du meinst?“ erwiderte ich zögernd und seinen forschend auf mich gerichteten Blicken ausweichend.

„Rudolse, Rudolse,“ drohte er, „bleibe bei der Wahrheit. Es würde dir auch nichts nützen, wenn du zu läugnen versuchtest, denn du bist entlarvt. Steh Rede: Bist du dir nicht bewußt, ein keusches Jungfrauenherz in Feuer und Flammen versetzt zu haben?“

Ich wußte absolut nicht, was ich antworten sollte. Ich dachte an die zauberfüße Glockenstimme und an die Worte, welche mich so entzückt hatten, kurz ehe ich den jämmerlichen Sturz erlitt. Dann auch an das Engelsköpfchen meiner Träume, das sich bei meinem Erwachen so seltsam in das schnauzbärtige Juristenantlitz Heinrich von Klingers verwandelt hatte.

„Nun — heraus mit der Sprache,“ mahnte Heinrich. „Mir, deinem besten Freunde, darfst du doch so etwas nicht mit Gewalt verheimlichen wollen.“

Er hatte ganz recht, aber was hatte ich denn eigentlich zu gestehen?

„Kennst du sie denn, Heinrich?“ fragte ich sehr zaghaft.

Zu meinem Bestreben wußte sich Heinrich vor Lachen gar nicht zu fassen.

„Na ob ich sie — sie, es ist zu kostbar, alter Junge, — kenne. Schon länger als ein halb duzend Jahre habe ich das Vergnügen.“

„Heinrich, ich bitte dich, sage mir, weshalb du so lachst, — es ist doch — oder es wäre doch wahrhaftig nichts so komisches, wenn auch ich mich einmal für ein junges Mädchen lebhaft interessirte.“

„Gott behüte, nicht im mindesten. Aber erlaube mir, lieber Junge, daß ich dir deine Frage zurückgebe. Kennst du sie denn?“

Das brachte mich allerdings in lebhafteste Verlegenheit.

„Eigentlich nicht —“ mußte ich antworten. „Eigentlich gar nicht — —“

Heinrich mußte wieder unbändig lachen.

„Hast du sie jemals gesprochen?“ examinirte er weiter.

Meine Verlegenheit wuchs noch um ein bedeutendes, denn ich mußte erwidern:

„Auch das nicht — — nicht — eine — Silbe!“

Unter fortwährendem Lachen fragte er weiter:

„Hast du sie überhaupt jemals außer bei Nacht, wenn alle Razen grau sind, gesehen?“

„Gesehen — ja, das heißt: ich weiß nicht, ich weiß garnicht, wenn ich ehrlich sein soll, aber ich vermute doch, — aber was willst du mit der Nacht und den Razen, Heinrich? — ich verstehe dich nicht — —“

Heinrich konnte lange Zeit vor ungeheurer Heiterkeit nicht reden. Endlich gelang es ihm doch wieder.

„Alter, wenn ich nur wüßte, was dich so verwandelt hat. Du bist ja jetzt das lustigste und originellste Menschenkind, das man sich denken kann. Ist der Mensch in eine Sie verliebt, die er eingeständenermaßen garnicht kennt, niemals gesprochen hat, und von der er nur vermutet, daß er sie einmal gesehen haben könnte. Korrespondirt kannst du nach alledem auch nicht mit ihr haben, ihr Bild hast du sicherlich auch nicht gesehen, — warum hast du ihr denn nun in aller Welt eine schmetternde, durch das halbe Dorf schallende Liebeserklärung gemacht?“

Was, ich — schmetternde Liebeserklärung — Heinrich, was soll denn das heißen?"

"Du wirst dich doch jetzt nicht wieder auf das Lügeln legen wollen, — die Sache ist ja notorisch, Zeugen sind zur genüge vorhanden, und sie, — deine Sie, mein — ich weiß nicht, ob ich nicht soll sagen, armer Junge, — ist so wenig fürs Verschweigen dieser Tatsache, daß sie erwartet, du werdest spätestens morgen in aller Form um ihre Hand anhalten. Tußt du doch auch, nicht wahr?"

Mir fing's wieder zu wirbeln an im Kopfe. Ich sprang auf und vergaß alle meine Körperschmerzen.

"Ich um ihre Hand anhalten, — das ist aber doch sonderbar —"

"Aha, jetzt, da's Ernst wird, will er kneifen. Und das wäre ja ganz schön, wenn nur die Liebeserklärung nicht wäre!"

"Aber, beim Himmel, Heinrich, ich habe ja in meinem ganzen Leben noch keinem Menschen auch nur die leiseste Liebeserklärung —"

"Die leiseste gewiß nicht, aber vielleicht die lauteste, die je gemacht worden ist, — du sollst dabei gebrüllt haben, wie ein Löwe, Rudolf, — du mußt von einem ungeheuern Liebesseifer gepackt gewesen sein."

Nun wurde es mir zu arg mit all dem Rätselhaften. Ich bat Heinrich ernstlich um Aufklärung. Und nun kam Schreckliches — für mich wenigstens Schreckliches — an den Tag.

Am ersten Abende hatte ich, von Sommerlust und der Seligkeit der Ferienreise auf das allerlebendigste angeregt, dabei von ungewohntem kräftigen Bier und von noch ungewohnterem und kräftigerem Weine einigermassen berauscht, wie ich bereits erzählt, im Parke herum gesungen und jubiliert. Trink- und Liebeslieder, wie sie mir eben ins Gedächtnis kamen, waren im Strome übermühtigen Gesanges — die gütige Natur hat mir armen Schwächer eine starke und leidlich gute Stimme verliehen — über meine Rippen geflossen. Und — wie der Teufel zuweilen sein Spiel hat — just die Liebeslieder hatte ich erschallen lassen ganz in der Nähe eines von hohen prächtigen Bäumen umgebenen Seitenslügels des Schlosses, der keineswegs unbesetzt war. Diese Bewohner hatten mich singen hören, und eine Bewohnerin, eine Dame, hatte, unglaublich aber wahr, meinen Gesang auf sich bezogen.

"Wer ist diese Dame?" fragte ich klopfenden Herzens, da wieder das Engelsköpfschen und die süße Glockenstimme in meinem Gedankenkreise auftauchten. "Ist sie jung und reizend und — und — hat sie eine süße, hell und metallisch wie Silber tönende Stimme?"

Heinrich schüttelte den Kopf.

"Nein, mein Junge. Sie ist weder jung noch reizend, sie hat auch keine süße Silberstimme, — im Gegenteil, kann man wohl sagen!"

"Und nun: wer ist diese Dame?"

"Nun, wer sonst, die Erzieherin unserer beiden Kleinen, eine ziemlich weit vorgeschrittene alte Jungfer, sowohl in den Jahren, als in der Fähigkeit, zu schulmeistern —"

"Das Fräulein mit der Hyäne?"

"Ah, ich sehe, daß du bei Meister Fritz in die Sprachlehre gegangen bist; nun ja, die mit der Hyäne, — "sie", die du heiratest."

"Der Himmel soll mich schützen, — ich habe nie mit einer Silbe an sie gedacht."

"Sie denkt jetzt desto mehr an dich. Sie hat sich die fixe Idee in den Kopf gesetzt, daß es seit deinem nächtlichen Singen um ihren jungfräulichen Ruhm geschehen sei, — sie hält es also für Pflicht des Ehrenmannes, daß du sie heiratest."

Ich war schon wieder in der verzweifeltsten Stimmung und machte daraus kein Hehl. Nun begann Heinrich mich zu trösten.

"Weißt du," sagte er, "wenn du in glaubwürdiger Weise versichern könntest, daß deine Lieder einer Andern gegolten haben."

"Sie haben aber gar keiner Besonderen gegolten — das heißt —"

"Schon wieder: 'das heißt.' Du stichst heute voller Vorbehalte. Wird mir jetzt Aufklärung werden über die mysteriöse, auch dir unbekanntes 'Sie', mit der sich deine Gedanken vorhin beschäftigten?"

Ich nickte und berichtete, wie mir's in meiner peinvollen Situation auf dem Baume die zauberisch-süße Glockenstimme es angetan, die bekannte unbekanntes.

Heinrich meinte, diese Neigung wäre allerdings recht problematisch, zumal die Glockenstimmenbesitzerin mich noch weniger kennen möchte, als ich sie. Nun vertraute ich ihm auch, was ich sie ausrufen hörte, als meine Visitenkarte aus Licht gefördert worden war und sie mich für tot hielt.

"Hm, hm," machte Heinrich. "Dann müßt Ihr euch allerdings kennen. Ueberlege dir einmal, Alter, ob dir nicht — vielleicht in den letzten Tagen — ein Mädchen, das du am Ende nur ein- oder wenigmal zufällig gesehen hast, besonders gefallen hat."

Ich überlegte und plötzlich ging mir ein Licht auf.

"Das Mädchen von der Eisenbahn, — o sie war sehr, sehr hübsch — und sie hat mich ein paarmal so — so merkwürdig herzlich angesehen und sie, ja sie hatte auch die Glockenstimme, die ich freilich höchstens zweimal, während sie mit ihrer Mutter sprach, gehört hatte, aber nie vergessen werde."

Heinrich erklärte, das könne stimmen. Denn dieselbe junge Dame, welche meinen Sturz vom Baume miterlebt hatte, sei Tags zuvor auf der Eisenbahn gefahren; aber nicht mit ihrer Mutter, sondern mit ihrer ehemaligen Wärterin, die jetzt an einen Subalternbeamten in der nächsten Provinzialstadt verheiratet sei und der zuliebe sie, die aus der Pension zurückkehrende Tochter einer sehr wohlhabenden Gutsbesizersfamilie, in dritter Wagenklasse gefahren sei.

"Du wirst sie sehen, mein Junge," fügte er hinzu. "Und wenn Ihr euch dann wirklich so gut gefallt, nun dann wirst du vielleicht auch Lust zum Heiraten bekommen."

Ich seufzte tief. An meiner Lust, das fühlte ich nur zu deutlich jetzt schon, würde es nicht liegen, aber ich, ein armer Kandidat, für die Tochter einer reichbegüterten Familie. Heinrich lachte freilich über meine Verzagttheit und suchte mir Mut einzuflößen. Ledig brauche ich jedenfalls nicht zu bleiben, das Fräulein mit der Hyäne bleibe mir als Notnagel immer noch.

— Am andern Morgen besuchte mich Klingers Vater und zu Mittag im Garten lernte ich die zweite Frau des Majors kennen. Beide waren so überaus lebenswürdig, daß ich mich bald über alle Verlegenheit erhoben fühlte. Uebrigens trug dazu auch das herzige Benehmen der Kinder das Seinige bei, die sich unbändig freuten, mich gesund wieder zu sehen und in drolligster Weise von unsern gemeinsamen Erlebnissen plauderten.

Wenige Tage später trafen wir auf einem Waldspaziergange mit der Familie des Gutsbesizers Harst zusammen. Fräulein Helene Harst war das Engelsköpfschen meiner Träume, die mitleidsvolle Inhaberin der zauberischen Glockenstimme. Allein ich bewegte mich furchtbar dumm, als wir so plötzlich mit dieser Familie zusammentrafen. Ich wurde rot wie ein Schulknabe und stotterte etwas Unzusammenhängendes. Rot wurde Helene auch, aber so verlegen wie ich, war sie lange nicht. Ich wußte buchstäblich nicht, wo ich hinsehen sollte, denn immer zog ihr mir jetzt noch sehr weit reizender als im Eisenbahnwagen erscheinendes Antlitz meine Blicke magnetisch auf sich.

"Tante Helene," rief plötzlich Fritz, "guck nur, wie Onkel Rudolf die Augen verdreht, wenn er dich ansieht. Du mußt ihm schrecklich gut gefallen, denn er verdreht immer die Augen, wenn ihm etwas sehr gefällt, — das hat er mir selbst gesagt."

Alles lachte. Aber Helene nicht und ich nicht. Ich tat das dümmste, was ich tun konnte: ich sagte garnichts. Darauf lächelten alle, — ich sah es sehr wohl, — nur Helene lächelte nicht und ich lächelte erst recht nicht. Es wurde in diesen Minuten von den anderen überhaupt merkwürdig viel gelächelt, — weiß der Himmel worüber.

Endlich konnte ich's nicht mehr aushalten. Ich nahm Heinrich am Arm und zog ihn seitwärts ins Gebüsch.

„Du, — ich laufe davon, — —“

Er sah mich lachend an.

„Du hast gut lachen, — ich bin wahnsinnig verliebt —“

„Wenn ich nicht davonlaufe, bin ich tolldreist genug, eine Liebeserklärung zu riskiren.“

„Weil du ein Hasenherz bist und nicht frank und frei eine Liebeserklärung riskiren willst, möchtest du davonlaufen, — so steht's, Alter.“

„Aber ich kann doch unmöglich um das reiche, bildschöne Mädchen freien, ich armer Schlucker, der ich heute die Familie zum erstenmal sehe.“

„Torheit! rede ein offenes Wort mit dem Mädchen deiner Liebe. Ich werde dafür sorgen, daß ihr auf einige Augenblicke unbeachtet seid. Dann faßest du die Gelegenheit beim Schopf; also, Rudolf tu's, du weißt, die Hasenherzen mag ich nicht leiden — —“

Er hatte eine wunderbare Geschicklichkeit, eine ganze Gesellschaft zu beschäftigen. Bald hatte er alle um sich lachend

und disputirend versammelt, — die Erwachsenen und die Kinder. Nur um Helene kümmerte er sich nicht und um mich nicht.

Die Gelegenheit war da. Alles Blut drängte mir zu Kopf. Aber ich nahm mich zusammen. Es war der schwerste Entschluß meines Lebens.

Was ich gesagt habe, wußte schon im Augenblick nachher Helene nicht und ich nicht. Was sie geantwortet hat, ebenso wenig, aber daß wir uns dann einen kurzen, unbeschreiblich wonnigen Moment in den Armen lagen, daß ich eine Träne von ihren Wangen küßte und daß ich den ganzen Abend, unbekümmert um das nicht mehr weichende Lächeln der andern, nicht mehr von ihrer Seite wich, das werden wir beide bis an unser Lebensende nicht vergessen.

Seit zwei Jahren bin ich festangestellter Gymnasiallehrer und seit anderthalb heißt Helene Harst Helene Rudolf. Und ich bin seit anderthalb Jahren am Himmel, den ich mir wohl durch das Fegefeuer am Tage meines Sturzes verdient habe.

Merkwürdige Vogelarten. (Illustration S. 476 u. 477.) So viele und so umfassende naturgeschichtliche Werke auch schon existiren, so ist doch jedes neue gute Werk in diesem Fache mit Freuden zu begrüßen. Denn wenn auch meistens nur schon bekannte Dinge berichtet werden, so ist doch gewöhnlich in der Klassifizierung und Einteilung manches neue vorhanden und die Auffassung des einzelnen Naturforschers in ihrer Eigenartigkeit dient immer dazu, die Kenntnisse des Publikums zu bereichern. So liegt vor uns die in Heften erscheinende „Illustrirte Naturgeschichte der Tiere,“ herausgegeben von Ph. Leop. Martin, (bei Brodhaus in Leipzig, Berlin und Wien), ein interessantes und reichhaltiges Werk. Wir bringen nach demselben die Abbildung zweier merkwürdigen Vogelarten, des sogenannten Osen- oder Töpfervogels und des dickschaligen Pfeffersressers oder Tufans. Beide Vogelarten halten sich in Mittel- und Südamerika auf.

Der rostgelbe Töpfervogel (*Turnarius rufus*), auch Osenvogel und Lehmanns genannt, hat von jeher die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt durch die merkwürdige Art und Weise, wie er sein Nest baut und woher er auch seinen Namen hat. Dieser Vogel wohnt komfortabler als die meisten seiner gesiedeter Genossen. Denn während diese in einem und demselben Raum wohnen, schlafen und brüten, gestattet sich der Töpfervogel den Luxus abgezonderter Gemächer, wie auch auf unserer Abbildung zu sehen ist. Diese Wohnung ist etwa einen Fuß hoch und es wird dazu ein geeigneter Bauplatz auf einem horizontalen Aste ausgesucht. Das Nest wird aus Lehm errichtet, den der gesiederte Töpfermeister sich in einzelnen Ballen herbeiholt und den er mit seinen Füßen zurechtmacht und zurechtstampft. Den Eingang teilt er durch eine Scheidewand kunstgerecht ab, so daß rechts und links ein halbkreisförmiger Eingang vorhanden ist. Rechts befindet sich das weich ausgefüllte Brut- und Schlafgemach, links die Wohnstube. Diese Vögel sind von großer Keckheit und lassen sich nicht leicht verschrecken; sie verteidigen sogar ihr Nest gegen den Menschen mit großem Lärm. Zuweilen führen sie ihre kunstreiche Wohnung auch auf den Dächern der Häuser auf. Sie leben von Insekten. Der Töpfervogel ist etwa so groß wie der Staar und lebt hauptsächlich in Brasilien. Die Farbe ist rostgelb, an einigen Stellen braun mit weißen Flecken. Er gehört zur sechsten Familie der Klettervögel.

Die Tufane oder Pfeffersresser gehören zu den seltsamsten Spielarten, die sich in der reichen und bunten Vogelwelt der Tropenländer vorfinden. Das Eigentümliche dieser Vogelart ist der ungeheure Schnabel, welcher bei den meisten Arten die Länge des ganzen Körpers erreicht. Die größte Gestalt dieser Tiere ist in die grellsten Farben der tropischen Länder gekleidet; der Schnabel ist bei den hier abgebildeten Arten scharlach- oder orangefarbig, das Gefieder am Körper und die Federn des Schwanzes sind teils schneeweiß, teils grellrot. Der große Tufan — die mittlere Figur auf unserem Bilde — wird etwa 57 Centim. lang; der Schwanz mißt 14, der Schnabel 18 Centim. Diese Vögel halten sich meist in den Urwäldern Mittel- und Südamerikas auf; der große Tufan (*Rhamphastus toko*) kommt von Zentralamerika bis Paraguay vor; der rotschnäbelige Tufan findet sich tralamerita bis Brasilien und Guyana und ist etwas kleiner als die vorgenannte Art.

Dieser Vogel hält sich meistens auf Bäumen auf und kommt nur selten zur Erde. Ueber seine Ernährung ist man noch nicht ganz im klaren; neuere Beobachtungen scheinen indessen mit ziemlicher Sicherheit ergeben zu haben, daß der Tufan sich nicht mit Pflanzenkost begnügt, sondern auf die Eier und die Jungen kleinerer Vogelarten Jagd macht. Mehrere Naturforscher bestätigen, daß sich in dem Magen der erlegten Tufans häufig Reste animalischer Nahrung vorfinden, wenn auch die Pflanzennahrung bedeutend überwiegt. Auf kleine Eidechsen und kleine Frösche wird von den Tufanen eifrig Jagd gemacht. Der Umstand, daß

kleinere Vögel zur Brutzeit eine auffallende Angstlichkeit vor dem Tufan an den Tag legen, dürfte weiterhin bestätigen, daß der Inhaber des großen feuerroten Schnabels kein harmloser Vegetarier ist. Der eigentümliche melancholische Ruf des Tufans ist im Urwald weithin vernnehmbar; gewöhnlich findet sich eine größere Gesellschaft von Tufans zusammen, bei denen einer, und zwar der am höchsten sitz, den Vorgesänger macht, den die anderen abwechselnd begleiten.

Der bunte und reiche Feder Schmuck dieser Vögel hat ihnen selbstverständlich unermüdete Nachstellungen bereitet; die Eingeborenen scheinen auch an dem Fleische derselben viel Wohlgefallen zu finden. Die eingeborenen Stämme versertigten früher aus diesen prächtigen Federn die bekannten indianischen Kopfschmude und zuweilen auch ganze Mäntel; als die Spanier zuerst in Südamerika vordrangen, waren sie hochvertraut über die Pracht der Mäntel, die man aus den Federn des Tufans angefertigt hatte. Heute wird höchst selten noch ein Kopfschmuck (Kopfbinde) aus den Federn des Tufans angetroffen. Durch das viele Nachstellen ist die Zahl der Tufans mit der Zeit eine sehr beschränkte geworden und die Eingeborenen töten daher den Tufan nicht gern, sondern schießen ihn mit schwach vergifteten Pfeilen und lassen den Vogel wieder fliegen, nachdem sie ihm die bunten Federn ausgezogen haben. Die Europäer verfahren weniger schonend und so hat die Regierung von Guyana ein Gesetz zum Schutze dieser Vögel erlassen müssen. Bl.

Ströbed. (Illustration S. 480—481.) Von diesem kleinen Dorfe, das im Kreise Halberstadt liegt, und etwa 1000 Einwohner zählt, würde man sicherlich nur sehr wenig wissen und es würde kaum der Erwähnung für wert gehalten werden, es sei denn in den Steuer- und Wahllisten des preussischen Staats, wenn dies Dorf nicht eine Eigentümlichkeit aufwies. Ströbed ist nämlich allen anderen Orten der Erde in einer Beziehung voraus; nirgend sonst wird im Verhältnis das Schachspiel so eifrig kultiviert wie in Ströbed. Dort spielt jedermann Schach, Männlein und Weiblein, und die Gemeinde sorgt dafür, daß dieser Brauch nicht aussterbe, denn alljährlich findet unter den Schulkindern zu Ströbed ein Schachturnier statt, zu welchem 48 Kinder ausgewählt werden, die sich im Schachspiel am besten bewährt. Die sechs besten Spieler erhalten ein kunstvoll gearbeitetes Schachbrett, sie werden wie im Triumph nach Hause gebracht und ihnen zu Ehren wird ein kleines Fest gefeiert. Daß es das höchste Streben eines jeden jungen Ströbeders ist, in diesem Schachturnier den Lorbeer davonzutragen, ist selbstverständlich; im übrigen bildet dieses Turnier, auf das sich alle fleißig einüben, die junge Mannschaft zu streitbaren Kämpen auf dem Schachbrett heran.

Wie das edle Schachspiel zu Ströbed zu solch allgemeiner Kultivierung gelangt, darüber besteht nur eine Sage, welche berichtet, daß ums Jahr 1100 ein Wendensfürst in einem — noch vorhandenen — Turm, der heute der Schachturm heißt, gefangen geessen habe. Man habe ihn durch diese Gefangenschaft zum Christentum bekehren wollen. Dem Gefangenen sei dabei die Zeit etwas lange geworden und so habe er seine Wächter Schach spielen gelehrt, um sich mit ihnen die Zeit vertreiben zu können. Auf diesem Wege habe sich das Schachspiel in Ströbed eingebürgert. An Urkunden besitzt übrigens die Gemeinde aus jenen Zeiten nichts. Wohl aber besitzt sie ein Schachbrett, das ihr der große Kurfürst Friedrich Wilhelm gewidmet hat und auf dessen Widmungsschrift die Kunstfertigkeit der Ströbeder im Schachspiel anerkannt ist. Dieses Schachbrett befindet sich seit 1651 im Besitze der Gemeinde. Auch der „alte Fritz“ hat in Ströbed Schach gespielt; der König, der auf dem strategischen Schachbrett so Manchen matt gesetzt, wurde von einem ströbeder Bauer im Schachspiel besiegt. Man sagt,

er habe jedes Jahr einen Gesandten nach Ströbeck geschickt, der mit dem Schulzen Schach spielen mußte. Gewann der Schulze, so war das Dorf für ein Jahr von allen Abgaben frei. Ob dies wirklich so war, wissen wir nicht; wenn es der Fall war, so war es eine überflüssige Sache, denn Ströbeck ist sehr reich und andere Dörfer hätten den Steuernachschuß nötiger gehabt.

Im Gasthof „zum Schachspiel“ in Ströbeck kann jeder Fremde sich mit den Einwohnern messen; er muß aber sehr gut beschlagen sein, wenn er nicht unterliegen will. Dasselbst bewahrt man auch das Schachbrett auf, auf welchem der „alte Fritz“ besiegt worden ist.

Eine merkwürdige und interessante Erscheinung, diese schachberühmte Gemeinde, die jedenfalls damit das Gute erreicht hat, daß ihre männlichen Mitglieder nicht beim „Schachkopf“ oder „Sechsendsechzig“ versimpeln, wenn sie freie Zeit haben. Bl.

Das Nordkap. (Illustration S. 485.) Wie von einer düsteren und zerrissenen Phantasie ausgedacht, erscheinen dem Beschauer die felsigen und zackigen Küsten Norwegens mit ihren mächtigen Felsblöcken und tiefeinschneidenden Buchten, den schmalen Fjorden. Mächtige Gebirge, in der Höhe von bis zu 2000 Meter über dem Meerespiegel, türmen sich hier auf; um ihre Stirnen heulen die rauhen Stürme des Nordens und zu ihren Füßen braust, tobt und schäumt die wilde Brandung des Meeres. Die Felsen bilden die wunderbarsten Gestaltungen, als hätte die Natur, indem sie diese starren Massen formte, ihren bizarrsten Launen nachgegeben. Auf diesen Felsen, die nur spärliche Mittel zur Erhaltung bieten, haust ein harter und wetterfester Menschenschlag, der sich nicht sehr zur Unterdrückung eignet, wie die Dynastie Bernadotte noch unter der Regierung ihres Gründers erfahren mußte, und der unbeugsam wie seine Felsen auf seine alten und verbrieften Rechte troht.

Je weiter man nach Norden kommt, desto öder und einsamer wird das Land, desto unwirtlicher reden die düsteren Felsmassen ihre vielgedachten Häupter in die Wolken hinein. Die menschlichen Wohnstätten werden seltener und der Wanderer sieht sich allein mit den Seevögeln, welche schnatternd und kreischend die Felsen zu tausenden besetzen und dort ihre Heim- und Brutstätte mitten unter dem Brausen der Brandung haben, die sie mit ihrem weißen Gischt bespritzt. Die nördlichste Stadt in Norwegen, zugleich auf der ganzen Erde, ist Hammerfest, ein Ort, der noch nicht 3000 Einwohner zählt, aber als wichtige Station der Linie nach dem Eismeer großen Handel und ausgedehnte Verbindungen hat. Nördlich von Hammerfest, das selbst auf einer Insel liegt, erhebt sich aus dem Meere die öde Insel Magerö. Der nördlichste Punkt dieses einsamen Eilands ist das Nordkap.

Das Nordkap gilt als der nördlichste Punkt Europas, ist es genau genommen indessen nicht. Das Nordkap ist aber der bekannteste und auffallendste Punkt in jenen einsamen Regionen.

Gegenwärtig wird das Nordkap sehr viel von Reisenden besucht, während früher nur einzelne Seefahrer dahin gelangten. Die Holländer scheinen sich eine zeitlang hier in der Nähe festgesetzt zu haben; sie wurden indessen von der Hanse vertrieben. Heute fahren die Touristen gewöhnlich in einem Boot von Hammerfest nach dem von da noch etwa 32 Kilometer entfernten Nordkap. Der Anblick jener nördlichen Küste soll ein ungemein interessanter und imposanter sein. Großartig aber erscheint jene Gegend, wenn man sie in den zwei Monaten besucht, während deren die Sonne nicht vom Himmel verschwindet. Die Sonnenscheibe schaut dann glühendrot vom Firmament und überzieht die ganze düstere Felsenregion und das Meer mit einem roten Schimmer. Die Wogen brechen sich mit regelmäßiger Wiederkehr an dem zackigen Gestein, die Wäven schreien dazu und im übrigen herrscht eine Ruhe und Einsamkeit, die Angesichts dieser gewaltigen Natur überwältigend auf den Menschen wirkt. Die Pracht dieser Farben und die Majestät der in Blut getauchten Felsmassen zu schildern ist die Feder zu schwach, wie denn auch alle, die jemals den Anblick des Nordkap in einer nördlichen Sommernacht genossen, der Bewunderung voll sind. Bl.

Die große Seeschlange wird von der Sommerhize in der Zeit der „lauren Gurken“ wieder zu neuem Zeitungsleben erweckt werden. Wir wollen ihr zuvorkommen und erzählen, was das Ungeheuer im Jahre 1818 schon für Unglück angerichtet hat.

Im Jahre 1818 sollte sich in Gloucester bei Boston eine ungeheure Seeschlange gezeigt haben. Die Finnische Gesellschaft nahm die Sache

sehr ernst und ernannte ein Comité, in dessen Auftrag der Friedensrichter von Gloucester eidliche Aussagen von Augenzeugen aufnahm. Wir geben hier die Aussage eines Schiffszimmermanns. Derselbe hat ausgesagt und beschworen:

„Ich, Mathias Goffney, Schiffszimmermann, sage aus und bekräftige. Am 14. August, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, erblickte ich im Hafen ein seltsames Seetier, das einer Schlange glich. Ich befand mich in einem Boote, etwa 30 englische Fuß davon. Sein Kopf schien so dick als ein Faß von 4 Gallonen, sein Leib als ein kleines Faß und der Teil, den ich sehen konnte, war mindestens 40 Fuß lang. Der Kopf war oben dunkelbraun, unten fast weiß, wie auch der untere Teil des Körpers, den ich gewahr werden konnte. Ich schoß nach ihm. Ich hatte eine gute Flinte und zielte richtig. Sobald ich geschossen hatte, drehte es sich nach uns, und ich glaubte, es würde auf uns losgehen, allein es tauchte unter, passierte gerade unter dem Boote und kam 100 Klafter weiter wieder zum Vorschein, wo wir es aus den Augen verloren. Es tauchte nicht unter wie ein Fisch, sondern schien senkrecht wie ein Stein hinabzusteigen. Ich habe das Tier öfter gesehen, aber nie so deutlich als an jenem Tage. Seine Bewegung war die einer Raupe. In 2 bis 3 Minuten durchlief es eine Meile. Seine Haut schien glatt zu sein. Furcht ließ es nach dem Schusse nicht blicken, sondern spielte auf dem Wasser wie zuvor.“

Der Friedensrichter von Gloucester beschwor, daß die Seeschlange 80 bis 100 Fuß lang sei.

Man nannte auf diese Berichte hin das neue Seeungeheuer Atlanticus.

Uebrigens sei nicht unerwähnt, daß um diese Zeit eine „Reise Münchhausens nach dem Nordpol“ veröffentlicht wurde, in der die Seeschlange auch eine Rolle spielte. Doch war Münchhausen bescheidener als der Friedensrichter von Gloucester; er gab ihre Länge nur auf 60 Fuß an. Bl.

Ueber den Kohlenäuregehalt des Bieres. Kohlenäurereiches, stark moussirendes und Schaum haltendes Bier erhält man nach Th. Langer nur bei Verwendung einer an Maltose reichen Würze mit genügenden Mengen von Peptonen und einer guten kräftigen Hefe, von welcher ein entsprechender Teil mit in das Lagerfaß kommt. Erforderlich sind ferner ein nicht zu hoher Vergährungsgrad, möglichst tiefe Kellertemperatur, mäßiges Spunden, vorsichtiges Abziehen und Spundvollmachen der Fässer bei Verwendung möglichst dicht und gut schließender Spunde, ferner die Verhütung höherer Temperatur beim Biertransport vom Lagerkeller weg, kühle Lagerung des Bieres beim Wirt, rasches Verzapfen des Bieres mittels Holzpipe und Verwendung gut ausgefrischter Trinkgläser. So teilen sich Brauer und Wirt in die zu lösende Aufgabe; der eine sorgt für die Erzeugung, Absorption und Konservierung der Kohlenäure im Biere und der Wirt behandelt das Bier beim Liegen, Anzapfen und Ausschanken unter möglichster Schonung des Gasgehaltes. (Allgemeine Zeitschrift für Bierbrauerei, 1882, S. 4.)

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 18:

Berschwinden ist kein Laster, sondern eine Torheit.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Zadek. (Fortsetzung.) — Pfingstgewitter. Gedicht von Max Vogler. — Aus Indien. (Mit Illustration.) — Die Musik in der Vogelwelt. Von Friedrich Dmeis. — Eine Pfingstfahrt. — Napoleon und sein Stern. Von Wilhelm Bloß. — Im Fegefeuer. Humoristische Erzählung von B. Kubof. (Schluß.) — Merkwürdige Vogelarten. (Mit Illustration.) — Ströbeck. (Mit Illustration.) — Das Nordkap. (Mit Illustration.) — Die große Seeschlange. — Ueber den Kohlenäuregehalt des Bieres. — Rebus. — Redaktionsskorrespondenz. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges. — Humoristisches.